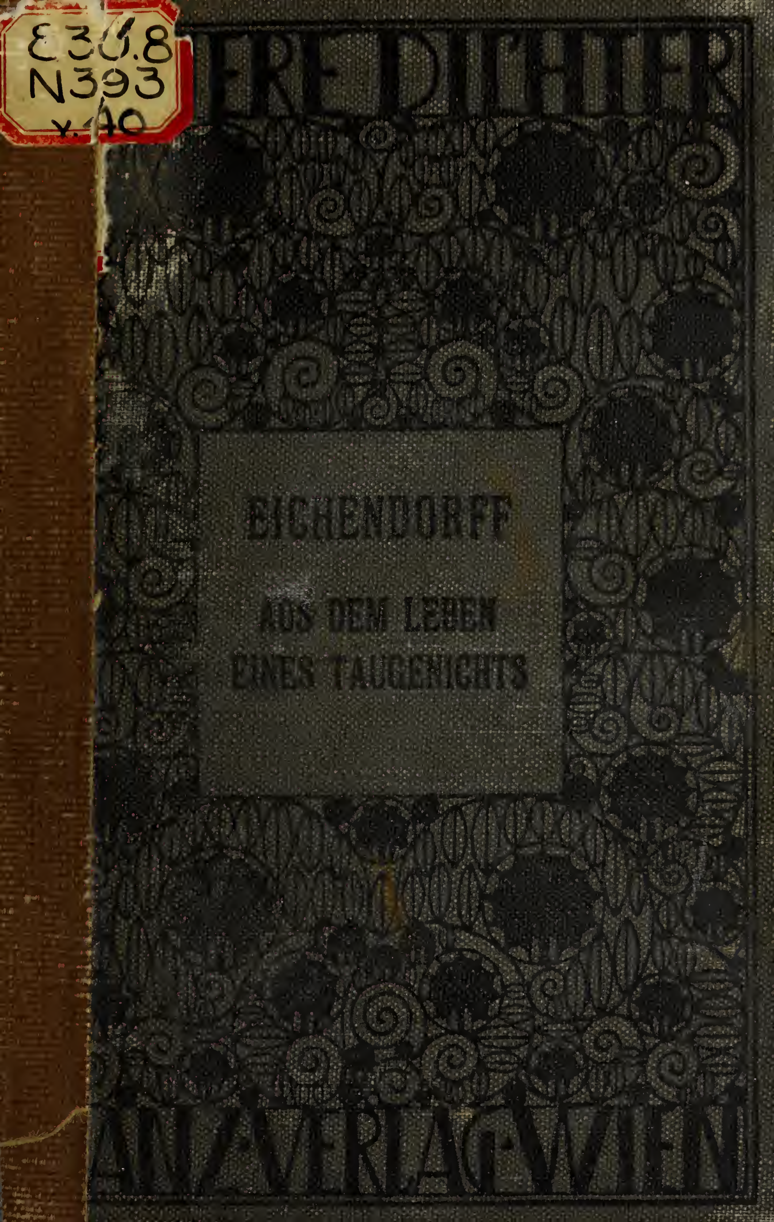
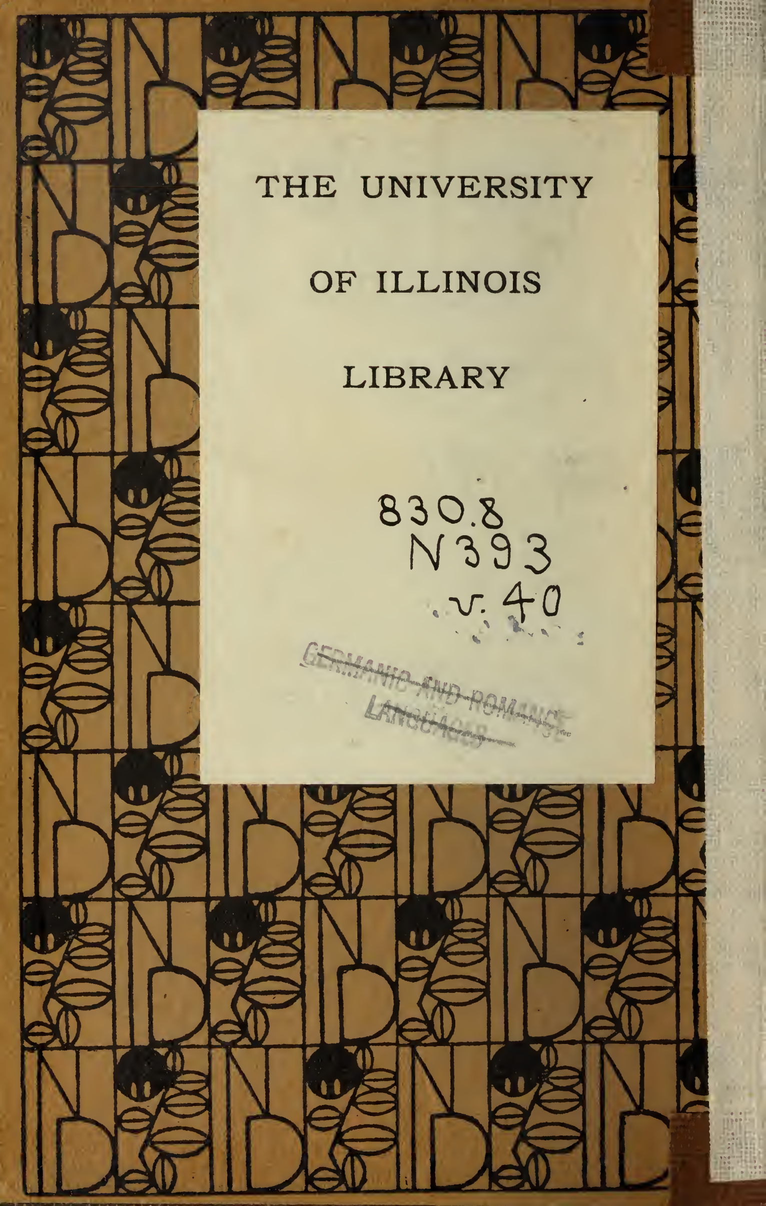
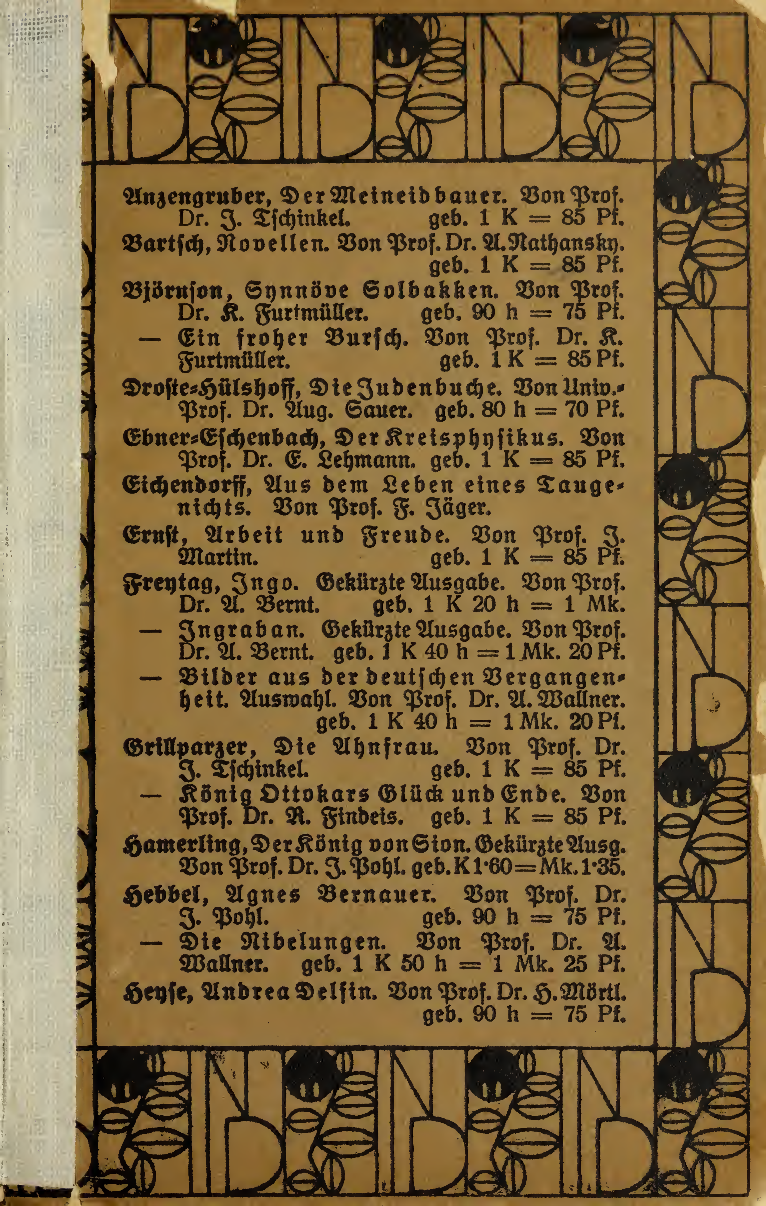

830.8
N393
v.40
...ERE DICHTER
EICHENDORFF
AUS DEM LEBEN
EINES TAUGENICHTS
...ANZ VERLAG WIEN





Neuere Dichter

für die

studierende Jugend.

Herausgegeben von

Dr. A. Bernt und Dr. J. Tschinkel.

Josef Freiherr von Eichendorff,

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Wien und Leipzig, 1912.

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Von

Josef Freiherrn von Eichendorff.

Mit einer Einführung
von
Professor Franz Jäger.

Gebunden 90 h = 75 Pf.

Wien und Leipzig, 1912.
Manzsche k. u. k. Hof-Verlags-
und Universitäts-Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, Wien.

Erstes Kapitel.

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Tür, geh' auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.“ — „Nun,“ sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: „Bauer, miet' mich! Bauer, miet' mich!“ nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!“[1] Ich ging also in das Haus

[1] Vom Volksmunde werden dem Vogelsang oft Worte unterlegt, so dem Gesange der Goldammer: „'s is, 's is noch viel zu früh“, oder: „Wenn ich 'ne Sichel hätt', wollt' ich mit schnitt.“ Julius Mosen unterlegt die Worte: „Wie, wie hab' ich dich lieb!“ S. 52, Z. 14 rufen die Käuzchen: „Komm mit, komm mit!“ Vgl. auch Rückerts Gedicht: „Aus der Jugendzeit“.

hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinaus kam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Indem, wie ich mich so umsehe, kömmt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu.

Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere still halten und redete mich holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen.“ Ich nicht zu faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schönere.“ Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?“ Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien;“ nun sprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.“ Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer Schlösser und Berge auf; unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zu Mute, als müßt' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Türme von Wien. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrak sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse ging es mir wunderlich. Zuerst, wie ich mich in der weiten kühlen Vorhalle umschaue, klopft mir jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich schnell um, da steht ein großer Herr in Staatskleidern[1], ein breites Bandelier[2] von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand und einer außerordentlich langen gebogenen kurfürstlichen Nase[3] im Gesicht, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter[4], der mich fragt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerannt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich los und sagte: ich wäre ein scharmanter Junge und die gnädige Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte? — Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen, weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen sein, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehn sagte, nicht einen Heller geben wollte.

---

[1] Staatskleider: Prunk= („Gala=") Kleider.

[2] Bandelier: Schultergehänge, Wehrgehenk.

[3] kurfürstliche Nase: scherzhaft für vornehme („aristokratische") Nase.

[4] Puter: welscher Hahn, Truthahn.

Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: Ja; noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Turmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauerlümmel[1] unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnt' ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechtem bringen. — Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: Ja — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. — So war ich denn, Gott sei Dank, im Brote. —

In dem Garten war schön leben, ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf und mehr Geld, als ich zum Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu tun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drin herumspazieren können und vernünftig diskurieren wie die Herren und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, setzte mich hin und sann auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte,

[1] Bauerlümmel: selten für Bauernlümmel.

und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Guitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbeiging, für mich hin:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg' ins Himmelsblaue,
Viel schöne gnäd'ge Fraue[1],
Grüß' ich dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halbgeöffneten Jalousien und Blumen, die dort standen, zwei schöne, junge, frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war gerade an einem Sonnabend und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestrichen. „Da schickt Euch die vielschöne gnädige Frau was, das sollt Ihr auf ihre Gesundheit trinken. Eine gute Nacht auch!“ Damit setzte sie mir fix[2] eine Flasche Wein aufs Fenster und war sogleich wieder zwischen den Blumen und Hecken verschwunden wie eine Eidechse.

Ich aber stand noch lange vor der wundersamen Flasche und wußte nicht, wie mir geschehen war. — Und hatte ich vorher lustig die Geige gestrichen, so spielt' und sang ich jetzt erst recht und sang das Lied von der schönen

[1] Fraue: altertümelnde Form, vgl. mhd. vrouwe.

[2] fix: rasch entschlossen, hurtig.

Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne schon lange über dem Garten standen. Ja, das war einmal eine gute, schöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne findet manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditiert'[1] ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten saß und es mir dabei, da ich so aufmerksam an mir herunter sah, fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich stand nunmehr, ganz wider meine sonstige Gewohnheit, alle Tage sehr zeitig auf, eh' sich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es so wunderschön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Rosenbüsche und der ganze Garten funkelten von der Morgensonne wie lauter Gold und Edelstein. Und in den hohen Buchenalleen, da war es noch so still, kühl und andächtig wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, gerade unter den Fenstern, wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am früheſten Morgen und duckte mich hinter die Äste, um so nach den Fenstern zu sehen, denn mich im Freien zu produzieren, hatt' ich keine Courage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offne Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmutig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmut, wenn mir eins von den

[1] meditieren: überlegen, nachsinnen (lat. meditari, frz. méditer).

Liedern bisweilen einfällt — und ach, das alles ist schon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das eine Mal, sie stand gerade wieder am Fenster und alles war stille rings umher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase und ich gebe mich an ein erschreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Ärmsten hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter dem Strauche, aber sie kam nicht wieder ans Fenster. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schlosse unter allen Fenstern hin. Aber die liebe schöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter sah ich dann immer die andere Dame am Fenster stehn. Ich hatte sie sonst so genau noch niemals gesehen. Sie war wahrhaftig recht schön rot und dick und gar prächtig und hoffärtig anzusehn, wie eine Tulipane.[1] Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment und, ich kann nicht anders sagen, sie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges Mal glaub' ich gesehn zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenster hinter der Gardine stand und versteckt hervorguckte. —

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich sie sah. Sie kam nicht mehr in den Garten, sie kam nicht mehr ans Fenster. Der Gärtner schalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrießlich, meine eigne Nasenspitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaussah.

So lag ich eines Sonntags nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich so in die blauen Wolken meiner

[1] Tulipane: ältere Form für Tulpe (ital. tulipano, nlat. tulipa).

Tabakspfeife hinaussah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt und mich also morgen nicht auch wenigstens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Bursche waren indes alle wohlausstaffiert nach den Tanzböden in der nahen Vorstadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwischen den lichten Häusern und wandernden Leierkasten schwärmend hin und zurück. Ich aber saß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers im Garten und schaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vesperglocken aus der Stadt über den Garten herüberschallten und die Schwäne auf dem Wasser langsam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange. —

Währenddes hörte ich von weitem allerlei Stimmen, lustiges Durcheinandersprechen und Lachen, immer näher und näher, dann schimmerten rot' und weiße Tücher, Hüte und Federn durchs Grüne, auf einmal kommt ein heller, lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schlosse über die Wiese auf mich los, meine beiden Damen mitten unter ihnen. Ich stand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den schönen Damen. „Ei, das ist ja wie gerufen," rief sie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenseitige Ufer über den Teich!" Die Damen stiegen nun eine nach der andern vorsichtig und furchtsam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten sich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Wasser. Als sich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, stieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn stand, fing unmerklich an zu schaukeln. Da wandten sich die Damen furchtsam hin und her, einige schrien gar. Die schöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah so still lächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so daß ihr ganzes Bild zwischen den widerscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal

zu sehen war wie ein Engel, der leise durch den tiefen, blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch so auf sie hinsehe, fällt's auf einmal der andern lustigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich sollte ihr während der Fahrt eins singen. Geschwind dreht sich ein sehr zierlicher junger Herr mit einer Brille auf der Nase, der neben ihr saß, zu ihr herum, küßt ihr sanft die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen für den sinnigen Einfall! ein Volkslied, gesungen vom Volk in freiem Feld und Wald, ist ein Alpenröslein auf der Alpe selbst — die Wunderhörner[1] sind nur Herbarien — ist die Seele der Nationalseele.“ Ich aber sagte, ich wisse nichts zu singen, was für solche Herrschaften schön genug wäre. Da sagte die schnippische Kammerjungfer, die mit einem Korbe voll Tassen und Flaschen hart neben mir stand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübsches Liedchen von einer vielschönen Fraue.“ — „Ja, ja, das sing' Er nur recht dreist weg,“ rief darauf sogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über rot. — Indem blickte auch die schöne Frau auf einmal vom Wasser auf und sah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da besann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz und sang so recht aus voller Brust und Lust:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg' hinab in die Aue:
Viel schöne, hohe Fraue,
Grüß ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

[1] Anspielung auf „Des Knaben Wunderhorn“, eine Volksliedersammlung von Arnim und Brentano, erschienen 1806 und 1808.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir stießen ans Land, die Herrschaften stiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich sang, mit listigen Mienen und Flüstern verspottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bei der Hand und sagte mir, ich weiß selbst nicht mehr was, die ältere von meinen Damen sah mich sehr freundlich an. Die schöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeschlagen und ging nun auch fort und sagte gar nichts. — Mir aber standen die Tränen in den Augen, schon wie ich noch sang, das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Scham und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt — und als sie alle hinter den Büschen verschwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Kapitel.

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derselben geschieden. Ein gar sauberes Zollhäuschen mit rotem Ziegeldache war da erbaut und hinter demselben ein kleines, buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch

an den schattigsten und verborgensten Teil des letzteren stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das alles sonst bewohnte. Da kam eines Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schlafe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem luftigen Schreiber her, der unterwegs bald da, bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlierte[1], wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Tintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke wie die Eule aus ihrem Nest auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher ist Er? Kann Er schreiben, lesen und rechnen?“ Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und besondern Meriten[2], die ledige Einnehmerstelle zugedacht.“ — Ich überdachte in der Geschwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren und ich mußte gestehen, ich fand am Ende selber, daß der Amtmann recht hatte. — Und so war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's versah.

Ich bezog nun sogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Gerätschaften gefunden, die der selige Einnehmer seinem Nachfolger hinterlassen, unter andern einen prächtigen roten Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir schon einmal gewünscht, als ich noch zu Hause war, wo ich immer unsern Pfarrer so

[1] parlieren: sprechen, schwatzen (frz. parler).

[2] Meriten (lat. meritum, frz. merite): Verdienste (Amtssprache).

bequem herumgehen sah. Den ganzen Tag (zu tun hatte ich weiter nichts) saß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hause im Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Tabak aus dem längsten Rohre, das ich von dem seligen Einnehmer gefunden hatte, und sah zu, wie die Leute auf der Landstraße hin und her gingen, fuhren und ritten. Ich wünschte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer sagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüberkommen und mich so sehen möchten. — Der Schlafrock stand mir schön zu Gesichte und überhaupt das alles behagte mir sehr gut. So saß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang schwer ist, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht bequem sei, und faßte heimlich den Entschluß, nunmehr alles Reisen zu lassen und Geld zu sparen wie die andern und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwischen vergaß ich über meinen Entschlüssen, Sorgen und Geschäften die allerschönste Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüse, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserlesensten Blumen, worüber mich der Portier vom Schlosse mit der großen kurfürstlichen Nase, der, seitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite ansah und mich für einen hielt, den sein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrschaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen sprechen, unter denen ich die meiner schönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüsches niemand sehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen, die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin, der dort inmitten einer Laube stand; und jeden Abend, wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tische fort.

Eines Abends war die Herrschaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau schlängelte sich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein sangen und jauchzten die Winzer. Ich saß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hause und freute mich in der lauen Luft, wie der lustige Tag so langsam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen sich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von Ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innersten Herzen vergnügt und sprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Lust: „Nein, das ist mir doch ein Metier[1], die edle Jägerei!" Der Portier aber klopfte sich ruhig die Pfeife aus und sagte: „Das denkt Ihr Euch just so. Ich habe es auch mitgemacht, man verdient sich kaum die Sohlen, die man sich abläuft; und Husten und Schnupfen wird man erst gar nicht los, das kommt von den ewig nassen Füßen." — Ich weiß nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabaksschnupfen, die große Nase und alles abscheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Brust und sagte: „Portier, jetzt schert Ihr Euch nach Hause, oder ich prügle Euch hier sogleich durch!" Den Portier überfiel bei diesen Worten seine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er sah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurückblickend, mit langen Schritten nach dem Schlosse, wo er atemlos aussagte, ich sei nun wirklich rasend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war

[1] Metier: Handwerk, Gewerbe, Beruf.

herzlich froh, den superklugen Gesellen los zu sein, denn es war gerade die Zeit, wo ich den Blumenstrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich sprang auch heute schnell über die Mauer und ging eben auf das steinerne Tischchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entspringen konnt' ich nicht mehr, denn schon kam meine schöne gnädige Frau selber, in einem grünen Jagdhabit[1] und mit nickenden Federn auf dem Hute, langsam und, wie es schien, in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Mute, als da ich sonst in den alten Büchern bei meinem Vater von der schönen Magelone[2] gelesen, wie sie so zwischen den immer näher schallenden Waldhornsklängen und wechselnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervor kam — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erschrak heftig, als sie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt fast unwillkürlich still. Ich war wie betrunken vor Angst, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß sie wirklich meinen Blumenstrauß von gestern an der Brust hatte, konnte ich mich nicht länger halten, sondern sagte ganz verwirrt: „Schönste gnädige Frau, nehmt auch noch diesen Blumenstrauß von mir und alle Blumen aus meinem Garten und alles, was ich habe. Ach, könnt' ich nur für Euch ins Feuer springen!" — Sie hatte mich gleich anfangs so ernsthaft und fast böse angeblickt, daß es mir durch Mark und Bein ging, dann aber hielt sie, so lange ich redete, die Augen tief niedergeschlagen. Soeben ließen sich einige Reiter und Stimmen im Gebüsch hören. Da ergriff sie schnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu sagen, am andern Ende des Bogenganges verschwunden.

Seit diesem Abend hatte ich weder Ruh' noch Rast mehr. Es war mir beständig zu Mute, wie sonst immer,

[1] Jagdhabit: Jägertracht, Jagdkleid.
[2] Die schöne Magelone: Titel eines alten Volksbuches.

wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte, warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor. Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel und so fix vom Transport[1] bis zum Latus[2] und wieder hinauf und hinab addierte, gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich machmal ganz verwirrt wurde und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die Acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse Sieben war gar wie ein ewig rückwärts zeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die Neun, die sich mir so oft, eh ich mich's versah, lustig als Sechs auf dem Kopf stellte, während die Zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit dir, du arme Null? Ohne sie, diese schlanke Eins und alles, bleibst du doch ewig nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Tür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es bequemer zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol[3] vom Einnehmer und steckte es gegen die Sonne wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulierte, als würden mir allmählich die Beine immer länger vor Langeweile und die Nase wüchse mir vom Nichtstun, wenn ich so stundenlang an ihr herunter sah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbei kam

[1] Transport: der „Übertrag" von der vorhergehenden Seite.

[2] Latus (lat. = Seite): der Gesamtbetrag einer Seite, „Fürtrag".

[3] Parasol: Sonnenschirm.

und ich trat halb verschlafen in die kühle Luft hinaus und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne so frisch über die leise wogenden Kornfelder herüber und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies — da stand ich lange und sah dem Wagen nach und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt. —

Meine Blumensträuße legte ich indes immer noch, sobald die Sonne unterging, auf den steinernen Tisch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben: damit war es nun aus seit jenem Abend. — Kein Mensch kümmerte sich darum: so oft ich des Morgens frühzeitig nachsah, lagen die Blumen noch immer da wie gestern und sahen mich mit ihren verwelkten niederhängenden Köpfchen und darauf stehenden Tautropfen ordentlich betrübt an, als ob sie weinten. — Das verdroß mich sehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig stehn und wachsen, bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch ebenso wild und bunt und verstört im Herzen.

In diesen kritischen Zeitläuften geschah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hause im Fenster liege und verdrießlich in die leere Luft hinaussehe, die Kammerjungfer vom Schlosse über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da sie mich erblickte, schnell zu mir ein und blieb am Fenster stehen. — „Der gnädige Herr ist gestern von seiner Reise zurückgekommen,“ sagte sie eilfertig. „So?“ entgegnete ich verwundert— denn ich hatte mich schon seit einigen Wochen um nichts bekümmert und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reisen

war — „da wird seine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben.“ — Die Kammerjungfer sah mich kurios von oben bis unten an, so daß ich mich ordentlich selber besinnen mußte, ob ich was Dummes gesagt hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts,“ sagte sie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun,“ fuhr sie fort, „es soll heute abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schlosse sein und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskiert sein, als Gärtnerin — versteht Er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau gesehen, daß Er besonders schöne Blumen hat in seinem Garten.“ — Das ist seltsam, dachte ich bei mir selbst, man sieht doch jetzt fast keine Blume mehr vor Unkraut. — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau schöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz frische, die eben vom Beete kommen, so soll Er ihr welche bringen und damit heute abend, wenn's dunkel geworden ist, unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird sie dann kommen und die Blumen abholen.“

Ich war ganz verblüfft vor Freude über diese Nachricht und lief in meiner Entzückung vom Fenster zu der Kammerjungfer hinaus. —

„Pfui, der garstige Schlafrock!“ rief diese aus, da sie mich auf einmal so in meinem Aufzug im Freien sah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie und machte einige artige Kapriolen[1], um sie zu erhaschen und zu küssen. Aber unglücklicherweise verwickelte sich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zusammenraffte, war die Kammerjungfer schon weit fort und ich hörte sie noch von fern lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu sinnen und mich zu

[1] Kapriole: Luftsprung; vgl. S. 35, Z. 10: kapriolten.

freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß hastig alles Unkraut von den Beeten und warf es hoch über meinen Kopf weg in die schimmernde Luft, als zög' ich alle Übel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Rosen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die schneeweiße Lilie mit ihrem schwermütig gesenkten Köpfchen sah ganz aus wie sie. Ich legte alle sorgfältig in einem Körbchen zusammen. Es war ein stiller schöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten schon am Firmamente hervor, von weitem rauschte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrschaftlichen Garten neben mir sangen unzählige Vögel lustig durcheinander. Ach, ich war so glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles so bunt und anmutig durcheinander, weiß, rot, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hineinsah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem schönen Mondschein durch die stillen, reinlich mit Sand bestreuten Gänge, über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeschlafen auf dem Wasser saßen, an den zierlichen Lauben und Lusthäusern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derselbe, unter dem ich sonst, als ich noch Gärtnerbursche war, an schwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es so einsam dunkel. Nur eine hohe Espe zitterte und flüsterte mit ihren silbernen Blättern in einem fort. Vom Schlosse schallte manchmal die Tanzmusik herüber. Auch Menschenstimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz still.

Mir klopfte das Herz. Es war mir schauerlich und seltsam zu Mute, als wenn ich jemand bestehlen

wollte. Ich stand lange Zeit stockstill an den Baum gelehnt und lauschte nach allen Seiten, da aber immer niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.

Da droben schallte mir die Tanzmusik erst recht über die Wipfel entgegen. Ich übersah den ganzen Garten und gerade in die hellerleuchteten Fenster des Schlosses hinein. Dort drehten sich die Kronleuchter langsam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenspiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten sich welche ins Fenster und sahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schlosse aber waren der Rasen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, so daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen schienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten so schwarz und still.

Da tanzt sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir selber, und hat gewiß lange dich und deine Blumen wieder vergessen. Alles ist so fröhlich, um dich kümmert sich kein Mensch. — Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffee, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend und ist so recht zufrieden; selbst dem Portier ist ganz wohl in seiner langen Haut. — Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben so philosophiere, höre ich auf einmal unten im Grase etwas einherraschen. Zwei feine Stimmen sprachen ganz nahe und leise miteinander. Bald darauf bogen sich die Zweige in dem Gesträuch auseinander und die Kammerjungfer steckte ihr kleines Gesichtchen, sich nach allen Seiten umsehend, zwischen der Laube

hindurch. Der Mondschein funkelte recht auf ihren pfiffigen Augen, wie sie hervorguckten. Ich hielt den Atem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, so trat wirklich die Gärtnerin, ganz so wie mir sie die Kammerjungfer gestern beschrieben hatte, zwischen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum Zerspringen. Sie aber hatte eine Larve vor und sah sich, wie mir schien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre sie gar nicht recht schlank und niedlich. — Endlich trat sie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere, ältere gnädige Frau.

Wie froh war ich nun, als ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? wenn nun die liebe, schöne gnädige Frau die Blumen abholt — das wird eine schöne Geschichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Ärger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es ist so stickend heiß droben im Saale, ich mußte gehen, mich ein wenig abzukühlen in der freien, schönen Natur.“ Dabei fächelte sie sich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von sich. Bei dem hellen Mondschein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufgeschwollen waren; sie sah ganz erbost aus und ziegelrot im Gesicht. Die Kammerjungfer suchte unterdes hinter allen Hecken herum, als hätte sie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche so notwendig noch frische Blumen zu meiner Maske,“ fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch stecken mag!“ — Die Kammerjungfer suchte und kicherte dabei immerfort heimlich in sich selbst hinein. — „Sagtest du was, Rosette?“ fragte die Gärtnerin spitzig. — „Ich sage, was ich immer gesagt habe,“ erwiderte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernsthaftes, treuherziges Gesicht, „der ganze Einnehmer ist

und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und schläft."

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunter zu springen und meine Reputation[1] zu retten — da hörte man auf einmal ein großes Pauken und Musizieren und Lärmen vom Schlosse her.

Nun hielt sich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menschen," fuhr sie verdrießlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermissen!" — Und hiermit steckte sie die Larve schnell vor und ging wütend mit der Kammerjungfer nach dem Schlosse zu fort. Die Bäume und Sträucher wiesen kurios wie mit langen Nasen und Fingern hinter ihr drein, der Mondschein tanzte noch fix wie über eine Klaviatur über ihre breite Taille auf und nieder und so nahm sie, so recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehn, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geschehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen seltsamen Schein über die blitzenden Fenster und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerschaft, die soeben ihrer jungen Herrschaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen stand der prächtig aufgeputzte Portier, wie ein Staatsminister, vor einem Notenpulte und arbeitete sich emsig an einem Fagott ab.

Wie ich mich soeben zurecht setzte, um der schönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schlosses die Flügeltüren auf. Ein hoher Herr, schön und stattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus und an seiner Hand — die schöne, junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

---

[1] Reputation: guter Ruf, Ansehen.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie sie, so wundersam beleuchtet von den Fackeln, hoch und schlank da stand und bald anmutig mit dem schönen Offizier sprach, bald wieder freundlich zu den Musikanten herunternickte. Die Leute unten waren außer sich vor Freude und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und schrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. —

Als sie aber bald darauf wieder von dem Balkon verschwand, unten eine Fackel nach der andern verlöschte und die Notenpulte weggeräumt wurden und nun der Garten ringsumher auch wieder finster wurde und rauschte wie vorher — da merkt' ich erst alles — da fiel es mir auf einmal aufs Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen bestellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheiratet ist und daß ich selber ein großer Narr war.

Alles das versenkte mich recht in einen Abgrund von Nachsinnen. Ich wickelte mich gleich einem Igel in die Stacheln meiner eignen Gedanken zusammen: vom Schlosse schallte die Tanzmusik nur noch seltner herüber, die Wolken wanderten einsam über den dunkeln Garten weg. Und so saß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glücks die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erstaunte ordentlich, wie ich so auf einmal um mich her blickte. Musik und Tanz war lange vorbei, im Schlosse und rings um das Schloß herum auf dem Rasenplatze und den steinernen Stufen und Säulen sah alles so still, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätscherte einsam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten schon die Vögel, schüttelten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden

an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf und sah seit langer Zeit zum ersten Male wieder einmal so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Täler hinausschwangen.

Ich weiß nicht, wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust: alle die alte Wehmut und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne Frau droben auf dem Schlosse zwischen Blumen und unter seidnen Decken schlummerte und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier und immer fort, so weit als der Himmel blau ist!

Und hiermit nahm ich mein Körbchen und warf es hoch in die Luft, so daß es recht lieblich anzusehen war, wie die Blumen zwischen den Zweigen und auf dem grünen Rasen unten bunt umherlagen. Dann stieg ich selber schnell herunter und ging durch den stillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch stehen auf manchem Plätzchen, wo ich sie sonst wohl einmal gesehen oder im Schatten liegend an sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen sah alles noch so aus, wie ich es gestern verlassen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüst, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeschlagen, meine Geige, die ich schon fast ganz vergessen hatte, hing verstaubt an der Wand. Ein Morgenstrahl aber aus dem gegenüberstehenden Fenster fuhr gerade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, sagt' ich, komm nur her, du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt! —

Und so nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parasol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landstraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar seltsam zu Mute, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus seinem Käfig ausreißt. Und als ich schon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und sang:

Den lieben Gott lass' ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel tut erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Das Schloß, der Garten und die Türme von Wien waren schon hinter mir im Morgenduft versunken, über mir jubilierten unzählige Lerchen hoch in der Luft; so zog ich zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Kapitel.

Aber das war nun schlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war ringsumher kein Mensch zu sehen in der stillen Morgenstunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir teilte sich die Landstraße in viele neue Landstraßen, die gingen weit, weit über die höchsten Berge fort, als führten sie aus der Welt hinaus, so daß mir ordentlich schwindelte, wenn ich recht hinsah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub' ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodischen Überrocke mit großen silbernen

Knöpfen und einem langen spanischen Rohr mit einem sehr massiven silbernen Stockknopf darauf, der schon von weitem in der Sonne funkelte. Ich frug ihn sogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht sagen, wo der Weg nach Italien geht?“ — Der Bauer blieb stehen, sah mich an, besann sich dann mit weit vorgeschobener Unterlippe und sah mich wieder an. Ich sagte noch einmal: „Nach Italien, wo die Pomeranzen wachsen.“ — „Ach, was gehn mich Seine Pomeranzen an!“ sagte der Bauer da und schritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite[1] zugetraut, denn er sah recht stattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehn? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewiesen und die Jungen wären um mich herumgesprungen: Ei, tausend willkommen aus der Welt! wie sieht es denn aus in der Welt? hat Er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt? — Der Portier mit der kurfürstlichen Nase, welcher überhaupt viele Kenntnisse von der Weltgeschichte hatte, sagte oft zu mir: „Wertgeschätzter Herr Einnehmer! Italien ist ein schönes Land, da sorgt der liebe Gott für alles, da kann man sich im Sonnenschein auf den Rücken legen, so wachsen einem die Rosinen ins Maul, und wenn einen die Tarantel[2] beißt, so tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch sonst nicht tanzen gelernt hat.“ — Nein, nach Italien, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus und rannte, ohne an die verschiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke so fort gewandert war, sah

[1] Konduite: Betragen, Lebensart.

[2] Tarantel: das ital. Wort tarantella (von Taranto = Tarent) bezeichnet sowohl eine „giftige“ Spinnenart als auch einen süditalienischen Volkstanz. Nach dem Volksaberglauben zwingt der Biß der Spinne zu einem krankhaften Tanz (Veitstanz).

h rechts von der Straße einen sehr schönen Baumgarten, wo die Morgensonne so lustig zwischen den Stämmen und Wipfeln hindurch schimmerte, daß es aussah, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menschen erblickte, stieg ich über den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaum ins Gras, denn von dem gestrigen Nachtlager auf dem Baume taten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit ins Land hinaussehen, und da es Sonntag war, so kamen bis aus der weitesten Ferne Glockenklänge über die stillen Felder herüber und geputzte Landleute zogen überall zwischen Wiesen und Büschen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel sangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der schönen gnädigen Frau, und wie das alles nun so weit, weit lag — bis ich zuletzt einschlummerte. Da träumte mir, als käme diese schöne Frau aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langsam geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrote wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, sondern bei meinem Dorfe an der Mühle in den tiefen Schatten. Aber da war alles still und leer, wie wenn die Leute Sonntags in der Kirche sind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüberkommt, daß es mir recht im Herzen weh tat. Die schöne Frau aber war sehr gut und freundlich, sie hielt mich an der Hand und ging mit mir und sang in einemfort in dieser Einsamkeit das schöne Lied, das sie damals immer frühmorgens am offenen Fenster zur Guitarre gesungen hat, nd ich sah dabei ihr Bild in dem stillen Weiher, noch viel tausendmal schöner, aber mit sonderbaren großen Augen, die mich so starr ansahen, daß ich mich beinah gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erst in einzelnen langsamen Schlägen, dann immer schneller und heftiger an zu gehen und zu brausen, der Weiher

wurde dunkel und kräuselte sich, die schöne Fraue wurde ganz bleich und ihre Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entsetzlich in langen Spitzen wie Nebelstreifen hoch am Himmel empor; das Sausen nahm immer mehr zu, oft war es, als bliese der Portier auf seinem Fagott dazwischen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte sich wirklich ein Wind erhoben, der leise über mir durch den Apfelbaum ging; aber was so brauste und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, sondern derselbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber seinen Sonntagsstaat ausgezogen und stand in einem weißen Kamisol[1] vor mir. „Na," sagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wischte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß Er mir das schöne Gras so zertrampelt, anstatt in die Kirche zu gehen, Er Faulenzer!" — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich sprang ganz erbost auf und versetzte geschwind: „Was, Er will mich hier ausschimpfen? Ich bin Gärtner gewesen, eh Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn Er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die schmierige Schlafmütze vor mir abnehmen müssen, und hatte mein Haus und meinen roten Schlafrock mit gelben Punkten." — Aber der Knollfink[2] scherte sich gar nichts darum, sondern stemmte beide Arme in die Seiten und sagte bloß: „Was will Er denn? he! he!" Dabei sah ich, daß es eigentlich ein kurzer, stämmiger, krummbeiniger Kerl war und vorstehende glotzende Augen und eine rote, etwas schiefe Nase hatte. Und wie er immerfort nichts weiter sagte als: „he! — he!" — und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine so kuriose und grausliche Angst,

[1] Kamisol: kurzes Unterkleid zur Bedeckung des Oberkörpers, Brustlatz, Westchen.

[2] Knollfink: Bauernlümmel.

daß ich mich schnell aufmachte, über den Zaun sprang und, ohne mich umzusehen, immerfort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Tasche klang.

Als ich endlich wieder stillhielt, um Atem zu schöpfen, war der Garten und das ganze Tal nicht mehr zu sehen und ich stand in einem schönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erst recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich schimpfte noch lange im stillen für mich. In solchen Gedanken ging ich rasch fort und kam immer mehr von der Landstraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf und ich hatte nur noch einen kleinen, wenig betretenen Fußsteig vor mir. Ringsum war niemand zu sehen und kein Laut zu vernehmen. Sonst aber war es recht anmutig zu gehen, die Wipfel der Bäume rauschten und die Vögel sangen sehr schön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und spielte alle meine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich stolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum und die Sonne schien schon schief zwischen den Baumstämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wiesental hinauskam, das rings von Bergen eingeschlossen und voller roter und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herumflatterten. Hier war es so einsam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten und ein Hirt lag drüben im hohen Grase und blies so melancholisch auf seiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmut hätte zerspringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es so gut hätte wie so ein Faulenzer! Unsereiner muß

sich in der Fremde herumschlagen und immer attent[1] sein. — Da ein schönes, klares Flüßchen zwischen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, so rief ich ihm von weitem zu: wo hier das nächste Dorf läge? Er ließ sich aber nicht stören, sondern streckte nur den Kopf ein wenig aus dem Grase hervor, wies mit seiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdes marschierte ich fleißig fort, denn es fing schon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geschrei gemacht hatten, als die letzten Sonnenstrahlen durch den Wald schimmerten, wurden auf einmal still und mir fing beinah an, angst zu werden in dem ewigen, einsamen Rauschen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich schritt rascher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter und bald darauf sah ich zwischen den letzten Bäumen hindurch einen schönen grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten und sich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte stand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirtshaus, vor dem einige Bauern um einen Tisch saßen und Karten spielten und Tabak rauchten. Von der andern Seite saßen junge Bursche und Mädchen vor der Tür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle mit einander plauderten.

Ich besann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Tasche und spielte schnell einen lustigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten sich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinschallte. Als ich aber so bis zu der Linde gekommen war und mich mit dem Rücken dran lehnte und immerfort spielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewisper unter den jungen Leuten rechts und links, die Bursche legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm die Seine, und eh ich's mir versah, schwenkte sich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum, die

[1] attent: aufmerksam.

Hunde bellten, die Kittel flogen und die Kinder standen um mich im Kreise und sahen mir neugierig ins Gesicht und auf die Finger, wie ich so fix damit hantierte.

Wie der erste Schleifer vorbei war, konnte ich erst recht sehen, wie eine gute Musik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauerburschen, die sich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die steifen Beine von sich streckten, waren nun auf einmal wie umgetauscht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloch lang herunterhängen und kapriolten so artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte Lust anzuschauen war. Einer von ihnen, der sich schon für was Rechtes hielt, haspelte lange in seiner Westentasche, damit es die andern sehen sollten, und brachte endlich ein kleines Silberstück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Tasche hatte. Ich sagte ihm, er sollte nur seine Pfennige behalten, ich spielte nur so aus Freude, weil ich wieder bei Menschen wäre. Bald darauf aber kam ein schmuckes Mädchen mit einer großen Stampe[1] Wein zu mir. „Musikanten trinken gern," sagte sie und lachte mich freundlich an und ihre perlweißen Zähne schimmerten recht scharmant zwischen den roten Lippen hindurch, so daß ich sie wohl hätte darauf küssen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus und spielte dann wieder von frischem, daß sich alles lustig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdes von ihrem Spiel aufgebrochen, die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerstreuten sich und so wurde es nach und nach ganz still und leer vor dem Wirtshause. Auch das

[1] die Stampe (Stampfe) oder der Stamper: ein Kelchglas; vgl. das Stamperl.

Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber sie ging sehr langsam und sah sich zuweilen um, als ob sie was vergessen hätte. Endlich blieb sie stehen und suchte etwas auf der Erde, aber ich sah wohl, daß sie, wenn sie sich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schlosse Lebensart gelernt, ich sprang also geschwind herzu und sagte: „Haben Sie etwas verloren, schönste Mamsell?“ — „Ach nein,“ sagte sie und wurde über und über rot, „es war nur eine Rose — will Er sie haben?“ — Ich dankte und steckte die Rose ins Knopfloch. Sie sah mich sehr freundlich an und sagte: „Er spielt recht schön.“ — „Ja,“ versetzte ich, „das ist so eine Gabe Gottes.“ — „Die Musikanten sind hier in der Gegend sehr rar,“ hub das Mädchen dann wieder an und stockte und hatte die Augen beständig niedergeschlagen. „Er könnte sich hier ein gutes Stück Geld verdienen — auch mein Vater spielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen — und mein Vater ist sehr reich.“ — Dann lachte sie auf und sagte: „Wenn Er nur nicht immer solche Grimassen machen möchte mit dem Kopfe, beim Geigen!“ — „Teuerste Jungfer,“ erwiderte ich, „erstlich: nennen Sie mich nur nicht immer Er; sodann mit dem Kopf-Tremulenzen[1], das ist einmal nicht anders, das haben wir Virtuosen alle so an uns.“ — „Ach so!“ entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr sagen, aber da entstand auf einmal ein entsetzliches Gepolter im Wirtshause, die Haustür ging mit großem Gekrache auf und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeschoss'ner Ladstock herausgeflogen, worauf die Tür sogleich wieder hinter ihm zugeschlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem ersten Geräusch wie ein Reh davongesprungen und im Dunkel verschwunde[n]. Die Figur vor der Tür aber raffte sich hurtig wied[er] vom Boden auf und fing nun an mit solcher G[e-]

[1] tremulenzen für tremulieren: zittern, erbeben.

schwindigkeit gegen das Haus loszuschimpfen, daß es ordentlich zum Erstaunen war. „Was!“ schrie er, „ich besoffen? ich die Kreidestriche an der verräucherten Tür nicht bezahlen? Löscht sie aus, löscht sie aus! Hab' ich Euch nicht erst gestern übern Kochlöffel barbiert[1] und in die Nase geschnitten, daß Ihr mir den Löffel morsch entzwei gebissen habt? Barbieren macht einen Strich — Kochlöffel, wieder ein Strich — Pflaster auf die Nase, noch ein Strich — wieviel solche hundsföttische Striche wollt Ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, schon gut, ich lasse das ganze Dorf, die ganze Welt ungeschoren. Lauft meinetwegen mit euren Bärten, daß der liebe Gott am jüngsten Tage nicht weiß, ob ihr Juden seid oder Christen! Ja, hängt euch an euren eignen Bärten auf, ihr zottigen Landbären!“ Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fistel fort: „Wasser soll ich saufen wie ein elender Fisch? Ist das Nächstenliebe? Bin ich nicht ein Mensch und ein ausgelernter Feldscher? Ach, ich bin heute so in der Rage![2] Mein Herz ist voller Rührung und Menschenliebe!“ Bei diesen Worten zog er sich nach und nach zurück, da im Hause alles still blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los, ich glaube, der tolle Kerl wollte mich embrassieren.[3] Ich sprang aber auf die Seite und so stolperte er weiter und ich hörte ihn noch lange, bald grob, bald fein, durch die Finsternis mit sich diskurieren.

Mir aber ging mancherlei im Kopfe herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Rose geschenkt hatte, war jung, schön und reich — ich konnte da mein Glück

[1] Hier nicht sprichwörtlich, sondern buchstäblich zu nehmen; grobe Barbiere steckten zahnlosen Leuten einen Kochlöffel in den Mund, um eine Wölbung der Backen herzustellen.

[2] Rage: Aufregung, Wut.

[3] embrassieren: umarmen.

machen, eh man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänse, mit Äpfeln gestopft — ja, es war mir nicht anders, als säh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! Jung gefreit hat niemand gereut, wer's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre dich tüchtig.“ In solchen philosophischen Gedanken setzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einsam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirtshaus anzuklopfen, traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond schien prächtig, von den Bergen rauschten die Wälder durch die stille Nacht herüber, manchmal schlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Tale unter Bäumen und Mondschein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie da einzelne Wolken langsam durch den Mondschein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, scheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort ist nun auch schon alles lange still, die gnädige Frau schläft und die Wasserkünste und Bäume im Garten rauschen noch immerfort wie damals und allen ist's gleich, ob ich noch da bin oder in der Fremde oder gestorben. — Da kam mir die Welt auf einmal so entsetzlich weit und groß vor und ich so ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer so dasitze, höre ich auf einmal aus der Ferne Hufschlag im Walde. Ich hielt den Atem an und lauschte, da kam es immer näher und näher und ich konnte schon die Pferde schnauben hören. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und sprachen heimlich sehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten sehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorschossen und mit langen dunklen Armen bald dahin, bald dorthin wiesen. — Wie oft, wenn mir zu Hause meine verstorbene Mutter von wilden

Wäldern und martialischen[1] Räubern erzählte, hatte ich mir sonst immer heimlich gewünscht, eine solche Geschichte selbst zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen, frevelmütigen Gedanken! — Ich streckte mich nun an dem Lindenbaum, unter dem ich gesessen, ganz unmerklich so lang aus, als ich nur konnte, bis ich den ersten Ast erreicht hatte und mich geschwinde hinaufschwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aste und wollte so eben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern rasch hinter mir über den Platz daher trabte. Ich drückte nun die Augen fest zu in dem dunkeln Laube und rührte und regte mich nicht. — „Wer ist da?“ rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!“ schrie ich aus Leibeskräften vor Schreck, daß er mich doch noch erwischt hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls sich schneiden würden, wenn sie mir die leeren Taschen umdrehten. — „Ei, ei,“ sagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunterhängen?“ — Da half nichts mehr. „Nichts weiter,“ versetzte ich, „als ein Paar arme, verirrte Musikantenbeine,“ und ließ mich rasch wieder auf den Boden herab, denn ich schämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aste zu hängen.

Das Pferd des Reiters scheute, als ich so plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und sagte lachend: „Nun, wir sind auch verirrt, da sind wir rechte Kameraden; ich dächte also, du hälfest uns ein wenig den Weg nach B. aufsuchen. Es soll dein Schade nicht sein.“ Ich hatte nun gut beteuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirtshause fragen oder sie in das Dorf hinunter führen wollte. Der Kerl nahm gar keine Raison[2] an. Er zog ganz ruhig eine Pistole aus dem Gurt, die recht hübsch

---

[1] martialisch (Ableitung von Mars): kriegerisch, wild.

[2] Raison: Vernunft.

im Mondschein funkelte. „Mein Liebster,“ sagte er dabei sehr freundschaftlich zu mir, während er bald den Lauf der Pistole abwischte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebster, du wirst wohl so gut sein, selber nach B. vorauszugehn.“

Da war ich nun recht übel daran. Traf ich den Weg, so kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte, traf ich ihn nicht — so bekam ich auch Prügel. Ich besann mich also nicht lange und schlug den ersten besten Weg ein, der an dem Wirtshause vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter sprengte schnell zu seinem Begleiter zurück und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langsam nach. So zogen wir eigentlich recht närrisch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein. Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten herauflangten und sich dunkel rührten, weit in die tiefen, stillen Täler hinaussehen, hin und her schlug eine Nachtigall, Hunde bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauschte beständig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondschein auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache miteinander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumstämme, die wechselnd über die beiden Reiter wegflogen, daß sie mir bald schwarz, bald hell, bald klein, bald wieder riesengroß vorkamen. Mir verirrten sich ordentlich die Gedanken, als läge ich in einem Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich schritt immer stramm vor mich hin. Wir müssen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder schon lange rötliche Scheine über den Himmel, ganz leise, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche sang schon hoch über dem stillen Tale. Da wurde mir auf einmal

ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber streckten sich und sahen sich nach allen Seiten um und schienen nun erst gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem rechten Wege sein mochten. Sie plauderten wieder viel und ich merkte wohl, daß sie von mir sprachen, ja es kam mir vor, als finge der eine sich vor mir zu fürchten an, als könnt' ich wohl gar so ein heimlicher Schnapphahn[1] sein, der sie im Walde irre führen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir soeben auf einen schönen freien Waldplatz herauskamen. Ich sah mich daher nach allen Seiten ganz wild um und pfiff dann ein paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben tun, wenn sie sich einander Signale geben wollen.

„Halt“ rief auf einmal der eine von den Reitern, daß ich ordentlich zusammenfuhr. Wie ich mich umsehe, sind sie beide abgestiegen und haben ihre Pferde an einen Baum angebunden. Der eine kommt aber rasch auf mich los, sieht mir ganz starr ins Gesicht und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu lachen. Ich muß gestehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber sagte: „Wahrhaftig, das ist der Gärtner, wollt' sagen: Einnehmer vom Schloß!“

Ich sah ihn groß an, wußte mich aber seiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu tun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte ansehen wollen, die auf dem Schlosse ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das ist prächtig! Du vazierst[2], wie ich sehe, wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da hast du ewige Vakanz.“[3] — Ich war ganz verblüfft und sagte endlich, daß ich soeben auf einer Reise nach

[1] Schnapphahn: Strauchdieb, Wegelagerer.
[2] vazieren: ohne Anstellung sein.
[3] Vakanz: Ruhezeit, Ferien.

Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!“ entgegnete der Fremde, „eben dahin wollen auch wir!“ — „Nun, wenn das ist!“ rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Tasche und strich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwischte geschwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Rasen herum.

Dann standen sie plötzlich still. „Bei Gott,“ rief der eine, „da seh' ich schon den Kirchturm von B.! nun, da wollen wir bald unten sein.“ Er zog seine Uhr heraus und ließ sie repetieren[1], schüttelte mit dem Kopfe und ließ noch einmal schlagen. „Nein,“ sagte er, „das geht nicht, wir kommen so zu früh hin, das könnte schlimm werden!“

Darauf holten sie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaschen, breiteten eine schöne bunte Decke auf dem grünen Rasen aus, streckten sich darüber hin und schmausten sehr vergnüglich, teilten auch mir von allem sehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich seit einigen Tagen schon nicht mehr vernünftig gespeist hatte. — „Und daß du's weißt,“ sagte der eine zu mir — „aber du kennst uns doch nicht?“ — ich schüttelte mit dem Kopfe. — „Also, daß du's weißt: ich bin der Maler Leonhard und das dort ist — wieder ein Maler — Guido geheißen.“

Ich besah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der eine, Herr Leonhard, war groß, schlank, braun, mit lustigen, feurigen Augen. Der andere war viel jünger, kleiner und feiner, auf altdeutsche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßem Hals, um den die dunkelbraunen Locken herabhingen, die er oft aus dem hübschen Gesicht wegschütteln mußte. — Als dieser genug gefrühstückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, setzte sich damit auf einen umgehauenen Baumast und klimperte darauf mit den Fingern. Dann

---

[1] ließ die Taschenuhr die letzte Stunde nochmals schlagen.

sang er dazu so hell wie ein Waldvögelein, daß es mir recht durchs ganze Herz klang:

Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebeltal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und sein Hütlein in die Luft
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
Nun so will ich fröhlich singen!

Dabei spielten die rötlichen Morgenscheine recht anmutig über sein etwas blasses Gesicht und die schwarzen, verliebten Augen. Ich aber war so müde, daß sich mir die Worte und Noten, während er so sang, immer mehr verwirrten, bis ich zuletzt fest einschlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir selber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir sprechen und die Vögel über mir singen und die Morgenstrahlen schimmerten mir durch die geschlossenen Augen, daß mir's innerlich so dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rotseidene Gardinen scheint. Come è bello![1] hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich schlug die Augen auf und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich hergebeugt stand, so daß beinah nur die großen schwarzen Augen zwischen den herabhängenden Locken zu sehen waren.

Ich sprang geschwind auf, denn es war schon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard schien verdrießlich zu sein, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb hastig zum Aufbruch. Der andere Maler aber schüttelte seine Locken aus dem Gesicht und trällerte, während er sein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor sich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, schnell eine Flasche ergriff, die noch auf dem Rasen stand, und

[1] Wie schön!

den Rest in die Gläser einschenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!“ rief er aus, sie stießen mit den Gläsern zusammen, es gab einen schönen Klang. Darauf schleuderte Leonhard die leere Flasche hoch ins Morgenrot, daß es lustig in der Luft funkelte.

Endlich setzten sie sich auf ihre Pferde und ich maschierte frisch wieder neben her. Gerade vor uns lag ein unübersehliches Tal, in das wir nun hinunterzogen. Da war ein Blitzen und Rauschen und Schimmern und Jubilieren! Mir war so kühl und fröhlich zu Mute, als sollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Kapitel.

Nun ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Postillon, ich hoch oben auf dem Kutschbock, daß ich oft ellenhoch in die Höhe flog.

Das war so zugegangen: Als wir vor B. ankommen, kommt schon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauschrock[1] uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herrn Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da stand unter den hohen Linden vor dem Posthause schon ein prächtiger Wagen mit vier Postpferden bespannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider ausgewachsen. Er holte daher geschwind andere aus seinem Mantelsack[2] hervor

[1] Flauschrock, auch Flausrock: Wollrock, Überrock (Flaus verwandt mit Vließ).

[2] Mantelsack: länglicher Reisesack zur Versorgung des Mantels oder anderer Kleidungsstücke.

und ich mußte einen ganz neuen, schönen Frack und Weste anziehn, die mir sehr vornehm zu Gesicht standen, nur daß mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herum schlotterte. Auch einen ganz neuen Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit frischer Butter überschmiert. Dann nahm der fremde, grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler sprangen in den Wagen, ich auf den Bock und so flogen wir schon fort, als eben der Postmeister mit der Schlafmütze aus dem Fenster guckte. Der Postillon blies lustig auf dem Horne und so ging es frisch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben wie der Vogel in der Luft und brauchte doch dabei nicht selbst zu fliegen. Zu tun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu sitzen und bei den Wirtshäusern manchmal Essen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler sprachen nirgends ein und bei Tage zogen sie die Fenster am Wagen so fest zu, als wenn die Sonne sie erstechen wollte. Nur zuweilen steckte der Herr Guido sein hübsches Köpfchen zum Wagenfenster heraus und diskurierte freundlich mit mir und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte und jedesmal über die langen Diskurse böse wurde. Ein paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das eine Mal, wie ich bei schöner sternklarer Nacht droben auf dem Bock die Geige zu spielen anfing, und sodann späterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erstaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau besehen und riß die Augen alle Viertelstunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen so vor mich hingesehen, so verschwirrten und verwickelten sich mir die sechzehn Pferdefüße vor mir wie Filet[1] so hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen,

[1] Filet: Netzgestrick, Netzwerk.

und zuletzt geriet ich in ein solches entsetzliches und unaufhaltsames Schlafen, daß gar kein Rat mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenschein, Tirol oder Italien sein, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit solcher Vehemenz mit dem Kopfe nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog und der Herr Guido im Wagen laut aufschrie.

So war ich, ich weiß selbst nicht wie, durch halb Welschland, das sie dort Lombardei nennen, durchgekommen, als wir an einem schönen Abend vor einem Wirtshause auf dem Lande stillhielten. Die Postpferde waren in dem daranstoßenden Stationsdorfe erst nach ein paar Stunden bestellt, die Herren Maler stiegen daher aus und ließen sich in ein besonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu rasten und einige Briefe zu schreiben. Ich aber war sehr vergnügt darüber und verfügte mich sogleich in die Gaststube, um endlich wieder einmal so recht mit Ruhe und Kommodität zu essen und zu trinken. Da sah es ziemlich liederlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum und hatten die offenen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tisch saßen die Knechte vom Hause in blauen Überziehhemden beim Abendessen und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und sahen so recht vornehm wie die jungen Herrlein aus. — Da bist du nun, dachte ich bei mir und aß fleißig fort, da bist du nun endlich in dem Lande, woher immer die kuriosen Leute zu unserm Herrn Pfarrer kamen mit Mausefallen und Barometern und Bildern. Was der Mensch doch nicht alles erfährt, wenn er sich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben so esse und meditiere, wuscht[1] ein Männlein, das bis jetzt in einer dunklen Ecke der Stube bei seinem Glase Wein gesessen hatte, auf einmal

[1] wuschen: mundartliche Nebenform zu wischen.

aus seinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen grauslichen Kopf mit einer langen römischen Adlernase und sparsamen roten Backenbart und die gepuderten Haare standen ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodischen, verschossenen Frack, kurze plüschene Beinkleider und ganz vergelbte seidene Strümpfe. Er war einmal in Deutschland gewesen und dachte Wunder, wie gut er Deutsch verstünde. Er setzte sich zu mir und frug bald das, bald jenes, während er immerfort Tabak schnupfte: ob ich der Servitore[1] sei? wenn wir arriware?[2] ob wir nach Roma kehn? aber das wußte ich alles selber nicht und konnte auch sein Kauderwelsch gar nicht verstehn. „Parlez vous français?"[3] sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem großen Kopfe und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht Französisch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht aufs Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlierten, je weniger verstand einer den andern, zuletzt wurden wir beide schon hitzig, so daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit seiner Adlernase nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babylonischen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte schnell Messer und Gabel hin und ging vor die Haustür hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klafter tief ins Meer versenkt und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her und glotzte und schnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, so recht,

---

[1] servitore: Diener.
[2] arrivare: ankommen (Infinitiv) für angekommen.
[3] Könnt Ihr Französisch?

um gassaten[1] zu gehn. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal von ferne und die ganze Gegend zittert eund säuselte im Mondschein. Ja, manchmal kam es mir vor, als schlüpfte eine lange, dunkle Gestalt hinter den Haselnußsträuchen[2] vor dem Hause vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder still. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirtshauses heraus. Er bemerkte mich nicht und spielte sehr geschickt auf einer Zither, die er im Hause gefunden haben mußte, und sang dann dazu wie eine Nachtigall.

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Ich weiß nicht, ob er noch mehr gesungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Haustür hingestreckt und schlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung fest ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen sein, als mich ein Posthorn aufweckte, das lange Zeit lustig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig besinnen konnte. Ich sprang endlich auf, der Tag dämmerte schon an den Bergen und die Morgenkühle rieselte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erst ein, daß wir ja um diese Zeit schon wieder weit fort sein wollten. Aha, dachte ich, heut ist einmal das

[1] gassaten (aus gassatim, einer dem Schulwitze entstammenden lat. Adverbialbildung zu Gasse): von Gasse zu Gasse; gassaten gehen = umherschwärmen („gasseln" gehen oder „gasseln").

[2] Der ältere Plural Sträuche hat sich lange erhalten; Goethe gebraucht ihn wiederholt.

Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verschlafenen Lockenkopfe her.usfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hause dicht unter die Fenster, wo meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenrot hinein und sang fröhlichen Mutes:

Wenn der Hoppevogel[1] schreit,
Ist der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne sich auftut,
Schmeckt der Schlaf noch so gut! —

Das Fenster war offen, aber es blieb alles still oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die sich bis in das Fenster hineinstreckten. — Nun, was soll denn das wieder bedeuten? rief ich voll Erstaunen aus und lief in das Haus und durch die stillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Tür aufreiße, ist alles leer, darin kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. — Nur die Zither, auf der Herr Guido gestern gespielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tische mitten in der Stube lag ein schöner voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenster und traute meinen Augen kaum, es stand wahrhaftig mit großen Buchstaben darauf: Für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben, lustigen Herren nicht wieder fand? Ich schob den Beutel in meine tiefe Rocktasche, das plumpte wie in einen tiefen Brunnen, daß es mich ordentlich hintenüber zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hause. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten sie sich nicht wenig, als sie oben das leere Nest sahen.

---

[1] Hoppevogel: Name des Wiedehopfs, von seinem Rufe hupupup.

Niemand wußte etwas von meinen Herren. Nur die eine Magd — wie ich aus ihren Zeichen und Gestikulationen zusammenbringen konnte — hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er gestern abends auf dem Balkon sang, auf einmal laut aufschrie und dann geschwind zu dem andern Herrn in das Zimmer zurückstürzte. Als sie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte sie draußen Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenster und sah den buckligen Signor, der gestern mit mir so viel gesprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondschein quer übers Feld galoppieren, daß er immer ellenhoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd sich bekreuzte, weil es aussah wie ein Gespenst, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. — Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen sollte.

Unterdes aber stand unser Wagen schon lange vor der Tür angespannt und der Postillon stieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte bersten mögen, denn er mußte zur bestimmten Stunde auf der nächsten Station sein, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute voraus bestellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, aber niemand gab Antwort, die Leute aus dem Hause liefen zusammen und gafften mich an, der Postillon fluchte, die Pferde schnaubten, ich, ganz verblüfft, springe endlich geschwind in den Wagen hinein, der Hausknecht schlägt die Tür hinter mir zu, der Postillon knallt und so ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Kapitel.

Wir fuhren nun über Berg und Tal Tag und Nacht immer fort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu besinnen, denn wo wir hinkamen, standen die Pferde angeschirrt, ich konnte mit den Leuten nicht sprechen, mein Demonstrieren half also nichts; oft, wenn ich im

Wirtshause eben beim besten Essen war, blies der Postillon, ich mußte Messer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen springen und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich just mit so ausnehmender Geschwindigkeit fortreisen sollte.

Sonst war die Lebensart gar nicht so übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des Wagens und lernte Menschen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenster heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen, oder ich grüßte die Mädchen an den Fenstern wie ein alter Bekannter, die sich dann immer sehr verwunderten und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erschrak ich sehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Postmeistern und Gastwirten mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's versah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, sobald wir durch einen einsamen Wald führen, schnell aus dem Wagen zu springen und zu entlaufen. Dann aber tat es mir wieder leid, nun den schönen Wagen so allein zu lassen, mit dem ich sonst wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun saß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal seitwärts von der Landstraße abging. Ich schrie zum Wagen heraus auf den Postillon: wohin er denn fahre? Aber ich mochte sprechen, was ich wollte, der Kerl sagte immer bloß: „Si, Si, Signore!“[1] und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landstraße lief gerade durch eine prächtige Landschaft auf die untergehende Sonne zu, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin

---

[1] Ja, ja, mein Herr.

wir uns gewendet hatten, lag ein wüstes Gebirge vor uns mit grauen Schluchten, zwischen denen es schon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, je wilder und einsamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken hervor und schien auf einmal so hell zwischen die Bäume und Felsen herein, daß es ordentlich grauslich anzusehen war. Wir konnten nur langsam fahren in den engen steinigen Schluchten und das einförmige, ewige Gerassel des Wagens schallte an den Steinwänden weit in die stille Nacht, als führen wir in ein stilles Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, komm mit!“ — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutscher, der, wie ich jetzt erst sah, gar keine Uniform hatte und kein Postillon war, sich einigemal unruhig umsähe und schneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüsch hervor, sprengte dicht vor unseren Pferden quer über den Weg und verlor sich sogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn soviel ich bei dem hellen Mondschein erkennen konnte, war es dasselbe bucklige Männlein auf seinem Schimmel, das in dem Wirtshause mit der Adlernase nach mir gehackt hatte. Der Kutscher schüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närrische Reiterei, wandte sich aber dann rasch zu mir um, sprach sehr viel und sehr eifrig, wovon ich leider nichts verstand, und fuhr dann noch rascher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von fern ein Licht schimmern sah. Es fanden sich nach und nach noch mehrere Lichter, sie wurden immer größer und heller und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester auf dem Felsen hingen. Da die Nacht warm war, so standen die Türen offen und ich konnte darin die hellerleuchteten Stuben

und allerlei lumpiges Gesindel sehen, das wie dunkle Schatten um das Herdfeuer herumhockte. Wir aber rasselten durch die stille Nacht einen Steinweg hinan, der sich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament und in der Tiefe die weite stille Runde von Bergen, Wäldern und Tälern übersehen. Auf dem Gipfel des Berges stand ein großes, altes Schloß mit vielen Türmen im hellsten Mondschein. — „Nun Gott befohlen!“ rief ich aus und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wohin sie mich da am Ende noch bringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßtore ankamen. Das ging in einen breiten, runden Turm hinein, der oben schon ganz verfallen war. Der Kutscher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schlosse widerhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erschrocken plötzlich aus allen Luken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geschrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Torweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeisen Feuer auf dem Steinpflaster, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwischen den gewölbten Wänden. Die Dohlen schrieen noch immer dazwischen — so kamen wir mit einem entsetzlichen Spektakel in den engen, gepflasterten Schloßhof.

Eine kuriose Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen stillstand. Da wurde die Wagentür von draußen aufgemacht und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne sah mich unter seinen dicken Augenbrauen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Haustür stand eine alte, sehr häßliche Frau in schwarzem Kamisol und Rock, mit einer weißen Schürze und schwarzen Haube, von

der ihr ein langer Schnipper[1] bis an die Nase herunterhing. Sie hatte an der einen Hüfte einen großen Bund Schlüssel hängen und hielt in der andern einen altmodischen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald sie mich erblickte, fing sie an, tiefe Knixe zu machen, und sprach und frug sehr viel durcheinander. Ich verstand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße vor ihr und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Mute.

Der alte Mann hatte unterdes mit seiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und schüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutscher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schuppen, der auf der Seite des Hofes schon offen stand. Die alte Frau aber bat mich sehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen, schmalen Gang und dann eine kleine steinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbeigingen, streckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Tür und guckten mich so starr an und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn sie in ihrem Leben noch kein Mannsbild gesehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Tür auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein großes, schönes, herrschaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Braten, Kuchen, Salat, Obst, Wein und Konfekt[2], daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwischen den beiden Fenstern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

---

[1] Schnipper: Stirnläppchen.

[2] Konfekt: Zuckerwerk, Naschwerk.

Ich muß sagen, das gefiel mir recht wohl. Ich streckte mich ein paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerstehen, mich einmal in einem so großen Spiegel zu besehen. Das ist wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard standen mir recht schön, auch hatte ich in Italien so ein gewisses feuriges Auge bekommen, sonst aber war ich gerade noch so ein Milchbart, wie ich zu Hause gewesen war, nur auf der Oberlippe zeigten sich erst ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indes in einem fort mit ihrem zahnlosen Munde, daß es nicht anders aussah, als wenn sie an der langen herunterhängenden Nasenspitze kaute. Dann nötigte sie mich zum Sitzen, streichelte mir mit ihren dürren Fingern das Kinn, nannte mich poverino![1] wobei sie mich aus den roten Augen so schelmisch ansah, daß sich ihr der eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knix zur Tür hinaus.

Ich aber setzte mich zu dem gedeckten Tisch, während eine junge hübsche Magd hereintrat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, sie verstand mich aber nicht, sondern sah mich immer ganz kurios von der Seite an, weil mir's so gut schmeckte, denn das Essen war delikat. Als ich satt war und wieder aufstand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sofa, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grünseidenen Vorhängen. Ich frug sie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen sollte? Sie nickte zwar: „Ja," aber das war denn doch nicht möglich, denn sie blieb wie angenagelt bei mir stehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelstube herein und rief ihr zu: „felicissima notte!"[2]

---

[1] Armer Junge!

[2] Gute Nacht!

denn so viel hatt' ich schon Italienisch gelernt. Aber wie ich das Glas so auf einmal ausstürzte, bricht sie plötzlich in ein verhaltenes Kichern aus, wird über und über rot, geht in die Tafelstube und macht die Tür hinter sich zu. Was ist da zu lachen? dachte ich ganz verwundert, ich glaube, die Leute in Italien sind alle verrückt.

Ich hatte nun nur immer Angst vor dem Postillon, daß der gleich wieder zu blasen anfangen würde. Ich horchte am Fenster, aber es war alles still draußen. Laß ihn blasen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig schwämme! Vor den Fenstern rauschte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einschlief.

Sechstes Kapitel.

Als ich wieder erwachte, spielten schon die ersten Morgenstrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht besinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir vor, als führe ich noch immerfort im Wagen und es hätte mir von einem Schlosse im Mondschein geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blassen Töchterlein.

Ich sprang endlich rasch aus dem Bette, kleidete mich an und sah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetentür, die ich gestern gar nicht gesehen hatte. Sie war nur angelehnt, ich öffnete sie und erblickte ein kleines, nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich aussah. Über einem Stuhl waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen, das mir gestern abend bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie schlief noch ganz ruhig und hatte den Kopf auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre schwarzen

Locken herabfielen. Wenn die wußte, daß die Tür offen war! sagte ich zu mir selbst und ging in mein Schlafzimmer zurück, während ich hinter mir wieder schloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erschrecken und sich schämen sollte, wenn sie erwachte.

Draußen ließ sich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvöglein saß vor meinem Fenster auf einem Strauch, der aus der Mauer herauswuchs, und sang schon sein Morgenlied. „Nein," sagte ich, „du sollst mich nicht beschämen und allein so früh und fleißig Gott loben!" — Ich nahm schnell meine Geige, die ich gestern auf das Tischchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schlosse war noch alles totenstill und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie herausfand.

Als ich vor das Schloß heraustrat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terrassen, wovon die eine immer tiefer war als die andere, bis auf den halben Berg herunterging. Aber das war eine liederliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Grase bewachsen, die künstlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beschnitten und streckten wie Gespenster lange Nasen oder ellenhohe spitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man sich in der Dämmerung ordentlich davor hätte fürchten mögen. Auf einige zerbrochene Statuen über einer vertrockneten Wasserkunst war gar Wäsche aufgehängt, hin und wieder hatten sie mitten im Garten Kohl gebaut, dann kamen wieder ein paar ordinäre Blumen, alles unordentlich durcheinander und von hohem, wildem Unkraut überwachsen, zwischen dem sich bunte Eidechsen schlängelten. Zwischen die alten, hohen Bäume hindurch aber war überall eine weite, einsame Aussicht, eine Bergkoppe hinter der andern, so weit das Auge reichte.

Nachdem ich so ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildnis umherspaziert war, erblickte ich auf der Terrasse unter mir einen langen, schmalen, blassen

Jüngling in einem langen, braunen Kaputrock[1], der mit verschränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er tat, als sähe er mich nicht, setzte sich bald darauf auf eine steinerne Bank hin, zog ein Buch aus der Tasche, las sehr laut, als wenn er predigte, sah dabei zuweilen zum Himmel und stützte dann den Kopf ganz melancholisch auf die rechte Hand. Ich sah ihm lange zu, endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich so absonderliche Grimassen machte, und ging schnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgestoßen und sprang erschrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch, wir wußten beide nicht, was wir sprechen sollten, und machten immerfort Komplimente voreinander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüsch Reißaus nahm. Unterdes war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich sprang auf die Bank hinauf und strich vor Lust meine Geige, daß es weit in die stillen Täler herunterschallte. Die Alte mit dem Schlüsselbunde, die mich schon ängstlich im ganzen Schlosse zum Frühstück aufgesucht hatte, erschien nun auf der Terrasse über mir und verwunderte sich, daß ich so artig auf der Geige spielen konnte. Der alte grämliche Mann vom Schlosse fand sich dazu und verwunderte sich ebenfalls, endlich kamen auch noch die Mägde und alles blieb oben voller Bewunderung stehen und ich fingerte und schwenkte meinen Fiedelbogen immer künstlicher und hurtiger und spielte Kadenzen und Variationen[2], bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz seltsam auf dem Schlosse! Kein Mensch dachte da ans Weiterreisen. Das Schloß war auch gar kein Wirtshaus, sondern gehörte, wie

---

[1] Kaputrock: Mantel mit Kapuze.

[2] Kadenzen: freie Verzierungen zu einem ausgehaltenen Ton (in der Regel vor Schluß eines Tonstückes); Variationen: veränderte Wiederholungen eines Tonstückes mit stetem Durchklingen der Grundmelodie.

ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne, da schmunzelte sie immer bloß, wie den ersten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir so pfiffig mit den Augen zu, als wenn sie nicht recht bei Sinne wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flasche Wein aus, so kicherten die Mägde gewiß, wenn sie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Tabak verlangte, ich ihnen durch Zeichen beschrieb, was ich wollte, da brachen alle in ein großes unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichsten war mir eine Nachtmusik, die sich oft, und gerade immer in den finstersten Nächten, unter meinem Fenster hören ließ. Es griff auf einer Guitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leise Klänge. Das eine Mal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „Pst! pst!“ heraufrief. Ich fuhr daher geschwind aus dem Bett und mit dem Kopf aus dem Fenster. „Holla! heda! wer ist da draußen?“ rief ich hinunter. Aber es antwortete niemand, ich hörte nur etwas sehr schnell durch die Gesträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe schlug über meinen Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder still und die Nachtmusik ließ sich seitdem nicht wieder vernehmen.

Sonst hatte ich hier ein Leben, wie sich's ein Mensch nur immer in der Welt wünschen kann. Der gute Portier! er wußte wohl, was er sprach, wenn er immer zu sagen pflegte, daß in Italien einem die Rosinen von selbst in den Mund wüchsen. Ich lebte auf dem einsamen Schlosse wie ein verwunschener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich sie schon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Tasche hatte. Ich durfte nur sagen: „Tischchen, deck' dich!“ so standen auch schon herrliche Speisen, Reis, Wein, Melonen und Parmesankäse da. Ich ließ mir's wohlschmecken, schlief in dem prächtigen Himmelbett,

ging im Garten spazieren, musizierte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich auch stundenlang im Garten im hohen Grase und der schmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war) ging mit seinem langen Kaputrock in weiten Kreisen um mich herum und murmelte dabei wie ein Zauberer aus seinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einschlummerte. — So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfing, von dem guten Essen und Trinken ganz melancholisch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtstun ordentlich aus allen Gelenken und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinanderfallen.

In dieser Zeit saß ich einmal an einem schwüler Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange stand, und wiegte mich auf den Ästen langsam über dem stillen, tiefen Tale. Die Bienen summten zwischen den Blättern um mich herum, sonst war alles wie ausgestorben, kein Mensch war zwischen den Bergen zu sehen, tief unter mir auf den stillen Waldwiesen ruhten die Kühe auf dem hohen Grase. Aber ganz von weitem kam der Klang eines Posthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hause auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburschen gelernt hatte, und ich sang:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr, dunkele Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
Die schienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß' dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Es war, als wenn mich das Posthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich sang, zwischen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar oben auf dem Schloßhofe schallen hörte. Ich sprang rasch vom Baume herunter. Da kam mir auch schon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schlosse entgegen. „Da ist auch etwas für Sie mitgekommen," sagte sie und reichte mir aus dem Paket ein kleines, niedliches Briefchen. Es war ohne Aufschrift, ich brach es schnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Gesichte so rot wie eine Päonie[1] und das Herz schlug mir so heftig, daß es die Alte merkte, denn das Briefchen war von — meiner schönen Frau, von der ich manches Zettelchen bei dem Herrn Amtmann gesehen hatte. Sie schrieb darin ganz kurz: „Es ist alles wieder gut, alle Hindernisse sind beseitigt. Ich benutzte heimlich diese Gelegenheit, um die erste zu sein, die Ihnen diese freudige Botschaft schreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es ist so öde hier und ich kann kaum mehr leben, seit Sie von uns fort sind. Aurelie."

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unsäglicher Freude. Ich schämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abscheulich anschmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis in den allereinsamsten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haselnußsträuchern ins Gras hin

[1] Päonie: Pfingstrose.

und las das Briefchen noch einmal, sagte die Worte auswendig für mich hin und las dann wieder und immer wieder und die Sonnenstrahlen tanzten zwischen den Blättern hindurch über den Buchstaben, daß sie sich wie goldene und hellgrüne und rote Blüten vor meinen Augen ineinander schlangen. Ist sie am Ende gar nicht verheiratet gewesen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder ist er nun tot, oder bin ich toll, oder — „Das ist alles einerlei!“ rief ich endlich und sprang auf, „nun ist's ja klar, sie liebt mich ja, sie liebt mich!“

Als ich aus dem Gesträuch wieder hervor kroch, neigte sich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war rot, die Vögel sangen lustig in allen Wäldern, die Täler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tausendmal schöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß sie mir heut das Abendessen in den Garten herausbringen sollten. Die alte Frau, der alte grämliche Mann, die Mägde, sie mußten alle mit heraus und sich mit mir unter dem Baum an den gedeckten Tisch setzen. Ich zog meine Geige hervor und spielte und aß und trank dazwischen. Da wurden sie alle lustig, der alte Mann strich seine grämlichen Falten aus dem Gesicht und stieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde fingen an auf dem Rasen miteinander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blasse Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel und wollte ganz vornehm wieder weitergehen. Ich aber, nicht zu faul, sprang geschwind auf, erwischte ihn, eh er sich's versah, bei seinem langen Überrock und walzte tüchtig mit ihm herum. Er strengte sich nun an, recht zierlich und neumodisch zu tanzen, und füßelte so emsig und künstlich, daß ihm der Schweiß vom Gesicht herunterfloß und die langen Rockschöße wie ein Rad um uns herum flogen. Dabei sah er mich aber manchmal so kurios mit verdrehten Augen an, daß

ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder los ließ.

Die Alte hätte nun gar zu gerne erfahren, was in dem Briefe stand und warum ich denn eigentlich heut auf einmal so lustig war. Aber das war ja viel zu weitläuftig, um es ihr auseinandersetzen zu können. Ich zeigte bloß auf ein Paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und sagte, ich müßte nun auch so fort und immer fort, weit in die Ferne. — Da riß sie die vertrockneten Augen weit auf und blickte wie ein Basilisk bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zusammensteckten, so oft ich mich wegwandte, und sehr eifrig miteinander sprachen und mich dabei zuweilen von der Seite ansahen.

Das fiel mir auf. Ich sann hin und her, was sie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich stiller, die Sonne war auch schon lange untergegangen und so wünschte ich allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafstube hinauf.

Ich war innerlich so fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf- und niederging. Draußen wälzte der Wind schwere, schwarze Wolken über den Schloßturm weg, man konnte kaum die nächsten Bergkoppen in der dicken Finsternis erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löschte mein Licht aus und stellte mich ans Fenster. Die Stimmen schienen näher zu kommen, sprachen aber sehr leise miteinander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Gestalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Gesicht der Alten, das mir noch niemals so gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Messer, das sie in der Hand hielt. Dabei konnte ich sehen, daß sie beide eben nach meinem Fenster hinaufsahen. Dann schlug der Verwalter seinen Mantel wieder

dichter um und es war bald alles wieder finster und still.

Was wollen die, dachte ich, zu dieser Stunde noch draußen im Garten? Mich schauderte, denn es fielen mir alle Mordgeschichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menschen abschlachten, um ihre Herzen zu fressen. Indem ich noch so nachdenke, kommen Menschentritte, erst die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leise, leise auf meine Tür zu, dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich miteinander wisperten. Ich sprang schnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tisch, den ich, sobald sich etwas rührte, vor mir aufheben und so mit aller Gewalt auf die Tür losrennen wollte. Aber in der Finsternis warf ich einen Stuhl um, daß es ein entsetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz still draußen. Ich lauschte hinter dem Tisch und sah immerfort nach der Tür, als wenn ich sie mit den Augen durchstechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe herausstanden. Als ich mich ein Weilchen wieder so ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte können gehen hören, vernahm ich, wie jemand von draußen ganz leise einen Schlüssel ins Schlüsselloch steckte. Ich wollte nun eben mit meinem Tische losfahren, da drehte es den Schlüssel langsam dreimal in der Tür um, zog ihn vorsichtig wieder heraus und schnurrte dann sachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich schöpfte nun tief Atem. Oho, dachte ich, da haben sie dich eingesperrt, damit sie's kommode haben, wenn ich erst fest eingeschlafen bin. Ich untersuchte geschwind die Tür. Es war richtig, sie war fest verschlossen, ebenso die andere Tür, hinter der die hübsche bleiche Magd schlief. Das war noch niemals geschehen, solange ich auf dem Schlosse wohnte.

Da saß ich nun in der Fremde gefangen! Die schöne Frau stand nun wohl an ihrem Fenster und sah

über den stillen Garten nach der Landstraße hinaus, ob ich nicht schon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergestrichen komme, die Wolken flogen rasch über den Himmel, die Zeit verging — und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war so weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich tun sollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauschten, oder eine Ratte am Boden knosperte[1], als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetentür heimlich hereingetreten und lauere und schleiche leise mit dem langen Messer durchs Zimmer.

Als ich so voll Sorgen auf dem Bette saß, hörte ich auf einmal seit langer Zeit wieder die Nachtmusik unter meinen Fenstern. Bei dem ersten Klange der Guitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenstrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenster auf und rief leise herunter, daß ich wach sei. „Pst, pst!“ antwortete es von unten. Ich besann mich nun nicht lange, steckte das Briefchen und meine Geige zu mir, schwang mich aus dem Fenster und kletterte an der alten, zersprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchsen, anhielt. Aber einige morsche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutschen, es ging immer rascher und rascher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkasten knisterte.

Kaum war ich auf diese Art unten im Garten angekommen, so umarmte mich jemand mit solcher Vehemenz, daß ich laut aufschrie. Der gute Freund aber hielt mir schnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Gesträuch ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten langen Studenten, der die Guitarre an einem breiten seidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beschrieb ihm nun in größter Geschwindigkeit, daß

[1] knospern: mitteldeutsche Nebenform zu knuspern.

ich aus dem Garten hinaus wollte. Er schien aber das alles schon lange zu wissen und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem untern Tore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Tor wieder fest verschlossen! Doch der Student hatte auch das schon vorbedacht, er zog einen großen Schlüssel hervor und schloß behutsam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den besten Weg zur nächsten Stadt fragen wollte, stürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine Hand hoch in die Höhe und fing an zu fluchen und zu schwören, daß es entsetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und furore![1] Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knien schnell und immer näher auf mich zuzurutschen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich, ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzusehen, in den dicksten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie rasend hinter mir drein schreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schlosse her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß sie mich aufsuchen würden. Der Weg war mir unbekannt, die Nacht finster, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um bessere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schlosse eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeigten sich oben und warfen ihre wilden roten Scheine über das alte Gemäuer des Schlosses und weit vom Berge in die schwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte sich immer mehr und mehr. Endlich stürzte der Student

---

[1] Gott; Herz; Liebe; Raserei.

mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockschöße weit im Winde nachflogen. Dann schienen sie sich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen schallten immer ferner und ferner und der Wind rauschte wieder durch den stillen Wald. Da stieg ich schnell von dem Baume herab und lief atemlos weiter in das Tal und die Nacht hinaus.

Siebentes Kapitel.

Tag und Nacht war ich eilig fortgegangen, denn es sauste mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Messern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschrak ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntagsnachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer und goldnen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. — Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir sah. — Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingeschlafener Löwe auf der stillen Erde und Berge standen daneben wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerst auf eine große einsame Heide[1], auf der es so grau und still war wie im Grabe. Nur

[1] die römische Campagna.

hin und her stand ein altes, verfallenes Gemäuer oder ein trockener, wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Heide gehn und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf und die hohen Burgen und Tore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich erst an kleinen Häusern vorbei, dann durch ein prächtiges Tor[1] in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Palästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl wie ein Toter in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen und die Gärten an der Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben so weiter fort schlendere und vor Vergnügen, Mondschein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, läßt sich tief aus dem einen Garten eine Guitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da ist mir wohl der tolle Student mit dem langen Überrock heimlich nachgesprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an, überaus lieblich zu singen. Ich stand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der schönen gnädigen Frau und dasselbe welsche Liedchen, das sie gar oft zu Hause am offnen Fenster gesungen hatte.

---

[1] porta del popolo im Norden der Stadt.

Da fiel mir auf einmal die schöne alte Zeit mit solcher Gewalt aufs Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der stille Garten vor dem Schloß in früher Morgenstunde, und wie ich da hinter dem Strauch so glückselig war, ehe mir die dumme Fliege in die Nase flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zieraten über das Gittertor und schwang mich in den Garten hinunter, woher der Gesang kam. Da bemerkte ich, daß eine schlanke, weiße Gestalt von fern hinter einer Pappel stand und mir erst verwundert zusah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal so schnell durch den dunklen Garten nach dem Hause zuflog, daß man sie im Mondschein kaum füßeln sehen konnte. „Das war sie selbst!“ rief ich aus und das Herz schlug mir vor Freude, denn ich erkannte sie gleich an den kleinen, geschwinden Füßchen wieder. Es war nur schlimm, daß ich mir beim Herunterspringen vom Gartentore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erst ein paarmal mit dem Beine schlenkern, eh' ich zu dem Hause nachspringen konnte. Aber da hatten sie unterdes Tür und Fenster fest verschlossen. Ich klopfte ganz bescheiden an, horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leise flüsterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwischen den Jalousien im Mondschein hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles still.

Sie weiß nur nicht, daß ich es bin, dachte ich, zog die Geige, die ich allezeit bei mir trage, hervor, spazierte damit auf dem Gange vor dem Hause auf und nieder und spielte und sang das Lied von der schönen Frau und spielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den schönen Sommernächten im Schloßgarten oder auf der Bank vor dem Zollhause gespielt hatte, daß es weit bis in die Fenster des Schlosses hinüberklang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte sich niemand im ganzen Hause. Da steckte ich endlich meine Geige traurig ein und legte mich auf die

Schwelle vor der Haustür hin, denn ich war sehr müde von dem langen Marsch. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hause dufteten lieblich, eine Wasserkunst weiter unten im Garten plätscherte immerfort dazwischen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von schönen, dunkelgrünen, einsamen Gründen, wo Quellen rauschten und Bächlein gingen und bunte Vögel wunderbar sangen, bis ich endlich fest einschlief.

Als ich aufwachte, rieselte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren schon wach und zwitscherten auf den Bäumen um mich herum, als ob sie mich für'n Narren haben wollten. Ich sprang rasch auf und sah mich nach allen Seiten um. Die Wasserkunst im Garten rauschte noch immerfort, aber in dem Hause war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalousien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sofa und ein großer runder Tisch, mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle standen alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren die Jalousien an allen Fenstern heruntergelassen, als wäre das ganze Haus schon seit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grausen vor dem einsamen Hause und Garten und vor der gestrigen weißen Gestalt. Ich lief, ohne mich weiter umzusehen, durch die stillen Lauben und Gänge und kletterte geschwind wieder an dem Gartentor hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert sitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerk in die prächtige Stadt hinuntersah. Da blitzte und funkelte die Morgensonne weit über die Dächer und in die langen stillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte und voller Freude auf die Straße hinuntersprang.

Aber wohin sollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die konfuse Nacht und das welsche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. Ich setzte mich endlich auf den steinernen Springbrunnen, der mitten

auf dem einsamen Platze stand, wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich sänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich schwänge![1]

„Ei, lustiger Gesell, du singst ja wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahl!“ sagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen herangetreten war. Mir aber, da ich so unverhofft deutsch sprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am stillen Sonntagmorgen plötzlich zu mir herüberklänge. „Gott willkommen, bester Herr Landsmann!“ rief ich aus und sprang voller Vergnügen von dem steinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und sah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?“ fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich sagen sollte, denn daß ich soeben der schönen gnädigen Frau nachspränge, mocht' ich ihm nicht sagen. „Ich treibe,“ erwiderte ich, „mich selbst ein bißchen herum, um die Welt zu sehn.“ — „So, so!“ versetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das tu' ich eben auch, um die Welt zu sehn, und hinterdrein abzumalen.“ — „Also ein Maler!“ rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke,“ sagte er, „du gehst mit und frühstückst bei mir, da will ich dich selbst abkonterfeien, daß es eine Freude sein soll!“ — Das ließ ich mir gern gefallen und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erst einige Fensterladen aufgemacht wurden und bald ein

[1] Frei nach dem Volksliede: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt', flög ich zu dir.“

Paar weiße Arme, bald ein verschlafenes Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuser, enger und dunkler Gassen, bis wir endlich in ein altes, verräuchertes Haus hineinwuschten. Dort stiegen wir eine finstre Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinsteigen wollten. Wir standen nun unter dem Dache vor einer Tür still und der Maler fing an, in allen Taschen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu suchen. Aber er hatte heute früh vergessen zuzuschließen und den Schlüssel in der Stube gelassen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er schüttelte nur mit dem Kopf und stieß die Tür mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange, große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefel, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durcheinander; in der Mitte der Stube standen große Gerüste, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tische war eine Schüssel, worauf neben einem Farbenkleckse Brot und Butter lag. Eine Flasche Wein stand daneben.

„Nun eßt und trinkt erst, Landsmann!“ rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch sogleich ein paar Butterschnitten schmieren, aber da war wieder kein Messer da. Wir mußten erst lange in den Papieren auf dem Tische herumrascheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenster auf, daß die frische Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Aussicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgensonne lustig die weißen Landhäuser und Weingärten beschien. — „Vivat unser kühlgrünes

Deutschland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich tat ihm höflich Bescheid und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimat in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdes das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier aufgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmütigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen, ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offnen Hütte aber knieten zwei Hirtenknaben mit Stab und Tasche. — „Siehst du,“ sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufsetzen, so kommt dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der heiligen Mutter und ihrem Sohne knieen wie die glücklichen Jungen hier.“ — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor das Gerüst hin und ich mußte mich nun darauf setzen und mein Gesicht etwas von der Seite nach dem Maler zu wenden. — So saß ich ein paar Minuten ganz still, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt' ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir gerade gegenüber ein zerbrochener halber Spiegel, da mußt' ich immerfort hineinsehen und machte, wenn er eben malte, aus Langeweile allerlei Gesichter und Grimassen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufstehen sollte. Mein Gesicht auf dem

Hirten war auch schon fertig und sah so klar aus, daß ich mir ordentlich selber gefiel.

Er zeichnete nun in der frischen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu sang und zuweilen durch das offne Fenster in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber schnitt mir unterdes noch eine Butterstolle und ging damit im Zimmer auf und ab und besah mir die Bilder, die an der Wand aufgestellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz besonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?“ frug ich den Maler. „Warum nicht gar!“ erwiderte er, „die sind von den berühmten Meistern Leonardo da Vinci und Guido Reni[1] — aber da weißt du ja doch nichts davon!“ — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „O,“ versetzte ich ganz gelassen, „die beiden Meister kenne ich wie meine eigne Tasche.“ — Da machte er große Augen. „Wieso?“ frug er geschwind. „Nun,“ sagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereist, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' sie alle beide in der Schenke verloren und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapost immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entsetzlichen Steine flog, und“ — „Oho! Oho!“ unterbrach mich der Maler und sah mich starr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach,“ rief er, „nun versteh' ich erst, du bist mit zwei Malern gereist, die Guido und Leonhard hießen?“ — Da ich das bejahte, sprang er rasch auf und sah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar,“ sagte er, „am Ende — spielst du die Violine?“ — Ich schlug auf meine Rocktasche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig,“ versetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutschland hier, die hat sich in

---

[1] Guido Reni, ital. Maler (1575—1642).

allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Musikanten mit der Geige erkundigen lassen.“ — „Eine junge Gräfin aus Deutschland?“ rief ich voller Entzücken aus, „ist der Portier mit?“ — „Ja, das weiß ich alles nicht,“ erwiderte der Maler, „ich sah sie nur einige Male bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennst du die?“ fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finstern Stube die Laden aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die schöne gnädige Frau! — sie stand in einem schwarzen Samtkleide im Garten und hob mit der einen Hand den Schleier vom Gesicht und sah still und freundlich in eine weite, prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse und die Blumen und Zweige wiegten sich leise im Winde und unten in der Tiefe sähe ich mein Zollhäuschen und die Landstraße weit durchs Grüne und die Donau und die fernen, blauen Berge.

„Sie ist's, sie ist's!“ rief ich endlich, erwischte meinen Hut und rannte rasch zur Tür hinaus, die vielen Treppen hinunter und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachschrie, ich sollte gegen Abend wieder kommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Kapitel.

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich sogleich wieder in dem Gartenhause zu melden, wo die schöne Frau gestern abend gesungen hatte. Auf den Straßen war unterdes alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenschein und neigten sich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karossen

rasselten dazwischen und von allen Türmen läutete es zur Messe, daß die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor und rannte in meiner Fröhlichkeit immer gerade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich stand. Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen und der Garten und das Haus bloß ein Traum gewesen und beim hellen Tageslicht alles wieder von der Erde verschwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an sehr schwül zu werden, die Sonnenstrahlen schossen recht wie sengende Pfeile auf das Pflaster, die Leute verkrochen sich in die Häuser, die Jalousien wurden überall wieder zugemacht und es war auf einmal wie ausgestorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem schönen, großen Hause hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die stille Stadt, die in der plötzlichen Einsamkeit bei heller Mittagstunde ordentlich schauerlich aussah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenlosen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einschlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einsamen grünen Wiese, ein warmer Sommerregen sprühte und glänzte in der Sonne, die soeben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Rasen fielen, waren es lauter schöne, bunte Blumen, so daß ich davon ganz überschüttet war.

Aber wie erstaunte ich, als ich erwachte und wirklich eine Menge schöner frischer Blumen auf und neben mir liegen sah! Ich sprang auf, konnte aber nichts Besonderes bemerken als bloß in dem Hause über mir ein Fenster ganz oben voll von duftenden Sträuchern und Blumen, hinter denen ein Papagei unablässig plauderte und kreischte. Ich las nun die zerstreuten Blumen auf, band sie zusammen und steckte mir den Strauß vorn ins

Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagei ein wenig zu diskurieren, denn es freute mich, wie er in seinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimassen herauf- und heruntersteig und sich dabei immer ungeschickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's versah, schimpfte er mich „furfante!“[1] Wenn es gleich eine unvernünftige Bestie war, so ärgerte es mich doch. Ich schimpfte ihn wieder, wir gerieten endlich beide in Hitze, je mehr ich auf Deutsch schimpfte, je mehr gurgelte er auf Italienisch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich jemand hinter mir lachen. Ich drehte mich rasch um. Es war der Maler von heute früh. „Was stellst du wieder für tolles Zeug an!“ sagte er, „ich warte schon eine halbe Stunde auf dich. Die Luft ist wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirst du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas Näheres von der deutschen Gräfin erfahren.“

Darüber war ich außerordentlich erfreut und wir traten unsern Spaziergang sogleich an, während ich den Papagei noch lange hinter mir drein schimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf schmalen, steinigten Fußsteigen lange zwischen Landhäusern und Weingärten hinaufgestiegen waren, kamen wir an einen kleinen, hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tisch saßen. Sobald wir hineintraten, winkten uns alle zu, uns still zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort saßen in einer großen, grünverwachsenen Laube zwei schöne Frauen an einem Tisch einander gegenüber. Die eine sang, die andere spielte Guitarre dazu. Zwischen beiden hinter dem Tische stand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt schlug. Dabei funkelte die Abendsonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaschen

[1] Schurke, Spitzbube.

und Früchte, womit der Tisch in der Laube besetzt war, bald über die vollen, runden, blendendweißen Achseln der Frau mit der Guitarre. Die andere war wie verzückt und sang auf Italienisch ganz außerordentlich künstlich, daß ihr die Flechsen am Halse aufschwollen.

Wie sie nun soeben mit zum Himmel gerichteten Augen eine lange Kadenz anhielt und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo sie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu atmen sich unterstand, da flog plötzlich die Gartentür weit auf und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger Mensch mit einem feinen, bleichen Gesicht stürzten in großem Gezänke herein. Der erschrockene Musikdirektor blieb mit seinem aufgehobenen Stabe wie ein versteinerter Zauberer stehen, obgleich die Sängerin schon längst den langen Triller plötzlich abgeschnappt hatte und zornig aufgestanden war. Alle übrigen zischten den Neuangekommenen wütend an. „Barbar!" rief ihm einer von dem runden Tische zu, „du rennst da mitten in das sinnreiche Tableau von der schönen Beschreibung hinein, welche der selige Hoffmann, Seite 347 des ‚Frauentaschenbuchs für 1816', von dem schönsten Hummelschen Bilde gibt, das im Herbst 1814 auf der Berliner Kunstausstellung zu sehen war!"[1] — Aber das half alles nichts. „Ach was!" entgegnete der junge Mann, „mit euren Tableaus von Tableaus! Mein selbsterfundenes Bild für die andern und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O du Ungetreue, du Falsche!" fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „du kritische Seele, die in der Malerkunst nur den Silber-

[1] E. Th. A. Hoffmann (gest. 1822, daher „selige") beschreibt in seiner Novelle „Die Fermate" ein Bild des Malers Johann Erdmann Hummel (1769—1852); die Gesellschaft wollte also diese Beschreibung des Bildes „aufführen," ein Tableau (lebendes Bild) des Hoffmannschen Tableaus (Schilderung) bieten.

blick und in der Dichterkunst nur den goldenen Faden sucht und keinen Liebsten, sondern nur lauter Schätze hat! Ich wünsche dir hinfüro anstatt eines ehrlichen malerischen Pinsels einen alten Duca[1] mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Nase und mit hellem Silberblick auf der kahlen Platte und mit Goldschnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja nur heraus mit dem verruchten Zettel, den du da vorhin vor mir versteckt hast! Was hast du wieder angezettelt? Von wem ist der Wisch und an wen ist er?“

Aber das Mädchen sträubte sich standhaft, und je eifriger die andern den erbosten jungen Menschen umgaben und ihn mit großem Lärm zu trösten und zu beruhigen suchten, desto erhitzter und toller wurde er von dem Rumor, zumal da das Mädchen auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis sie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog und sich auf einmal ganz unverhofft an meine Brust stürzte, um bei mir Schutz zu suchen. Ich stellte mich auch sogleich in die gehörige Positur, aber da die andern in dem Getümmel soeben nicht auf uns achtgaben, kehrte sie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüsterte mir mit ganz ruhigem Gesicht sehr leise und schnell ins Ohr: „Du abscheulicher Einnehmer! um dich muß ich das alles leiden. Da, steck' den fatalen Zettel geschwind zu dir, du findest darauf bemerkt, wo wir wohnen. Also zur bestimmten Stunde, wenn du ins Tor kommst, immer die einsame Straße rechts fort! —“

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich sie nun erst recht ansah, erkannte ich sie auf einmal: es war wahrhaftig die schnippische Kammerjungfer vom Schloß, die mir damals an dem schönen Sonntagsabende die Flasche mit Wein brachte. Sie war mir sonst niemals so schön vorgekommen, als da sie sich jetzt so erhitzt an mich lehnte, daß die schwarzen

---

[1] Duca: Herzog.

Locken über meinen Arm herabhingen. — „Aber, verehrte Mamsell,“ sagte ich voller Erstaunen, „wie kommen Sie“ — „Um Gotteswillen, still nur, jetzt still!“ erwiderte sie und sprang geschwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh ich mich noch auf alles recht besinnen konnte.

Unterdes hatten die andern ihr erstes Thema fast ganz vergessen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem sie dem jungen Menschen beweisen wollten, daß er eigentlich betrunken sei, was sich für einen ehrliebenden Maler gar nicht schicke. Der runde, fixe Mann aus der Laube, der — wie ich nachher erfuhr — ein großer Kenner und Freund von Künsten war und aus Liebe zu den Wissenschaften gern alles mitmachte, hatte auch sein Stäbchen weggeworfen und flankierte mit seinem fetten Gesichte, das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dicksten Getümmel herum[1], um alles zu vermitteln und zu beschwichtigen, während er dazwischen immer wieder die lange Kadenz und das schöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zusammengebracht hatte.

Mir aber war es so sternklar im Herzen wie damals an dem glückseligen Sonnabend, als ich am offenen Fenster vor der Weinflasche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige spielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte, frisch meine Violine wieder hervor und spielte, ohne mich lange zu besinnen, einen welschen Tanz auf, den sie dort im Gebirge tanzen und den ich auf dem alten, einsamen Waldschlosse gelernt hatte.

Da reckten alle die Köpfe in die Höh'. „Bravo, bravissimo, ein deliziöser[2] Einfall!“ rief der lustige Kenner von den Künsten und lief sogleich von einem zum andern, um ein ländliches Divertissement[3], wie er's nannte, ein-

[1] herumflankieren: herumstreichen, umherstreifen.

[2] deliziös: köstlich, wonnig.

[3] Divertissement: Unterhaltung, Tanzunterhaltung.

zurichten. Er selbst machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube gespielt hatte. Er begann darauf außerordentlich künstlich zu tanzen, schrieb mit den Fußspitzen allerlei Buchstaben auf den Rasen, schlug ordentliche Triller mit den Füßen und machte von Zeit zu Zeit ganz passable Luftsprünge. Aber er bekam es bald satt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeschicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreise heraustrat und heftig hustete und sich mit seinem schneeweißen Schnupftuche unaufhörlich den Schweiß abwischte. Unterdes hatte auch der junge Mensch, der nun wieder ganz gescheit geworden war, aus dem Wirtshause Kastagnetten[1] herbeigeholt, und ehe ich mich's versah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rote Widerscheine zwischen die dunklen Schatten und über das alte Gemäuer und die von Efeu wild überwachsenen, halb versunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der andern Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluten liegen sah. Da tanzten sie alle lieblich im Grünen in der klaren, stillen Luft und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die schlanken Mädchen und die Kammerjungfer mitten unter ihnen sich so mit aufgehobenen Armen wie heidnische Waldnymphen zwischen dem Laubwerk schwangen und dabei jedesmal in der Luft mit den Kastagnetten lustig dazu schnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich sprang mitten unter sie hinein und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile so im Kreise herumgesprungen sein und merkte gar nicht, daß die andern unterdes anfingen, müde zu werden und sich nach und nach von dem Rasenplatze verloren. Da zupfte mich

[1] Kastagnetten: Handklappern, kleine hölzerne Muscheln zur Begleitung des Tanzes.

jemand von hinten tüchtig an den Rockschößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein Narr,“ sagte sie leise; „du springst ja wie ein Ziegenbock! Studiere deinen Zettel ordentlich und komm bald nach, die schöne junge Gräfin wartet.“ — Und damit schlüpfte sie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus und war bald zwischen den Weingärten verschwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebsten gleich nachgesprungen. Zum Glück zündete der Kellner, da es schon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartentür Licht an. Ich trat heran und zog geschwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlich mit Bleifeder das Tor und die Straße beschrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin gesagt hatte. Dann stand: „Elf Uhr an der kleinen Tür.“ —

Da waren noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte mich dessenungeachtet sogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Rast und Ruhe mehr; aber da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Hast du das Mädchen gesprochen?“ frug er, „ich seh' sie nun nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutschen Gräfin.“ „Still, still!“ erwiderte ich, „die Gräfin ist noch in Rom.“ „Nun, desto besser,“ sagte der Maler, „so komm und trink mit uns auf ihre Gesundheit!“ und damit zog er mich, wie sehr ich mich auch sträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdes ganz öde und leer geworden. Die lustigen Gäste wanderten, jeder sein Liebchen am Arm, nach der Stadt zu und man hörte sie noch durch den stillen Abend zwischen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis sich endli[illegible] die Stimmen tief in dem Tale im Rauschen der Bäu[illegible] und des Stromes verloren. Ich war noch mit mein[illegible] Maler und dem Herrn Eckbrecht — so hieß der ande[illegible] junge Maler, der sich vorhin so herumgezankt hat[illegible] — allein oben zurückgeblieben. Der Mond schien prächti[illegible] im Garten zwischen die hohen, dunklen Bäume herein

ein Licht flackerte im Winde auf dem Tische vor uns und schimmerte über den vielen vergossenen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinsetzen und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reise und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge hübsche Mädchen aus dem Wirtshause, nachdem sie uns Flaschen auf den Tisch gestellt, vor sich auf den Schoß genommen, legte ihr die Guitarre in den Arm und lehrte sie ein Liedchen darauf klimpern. Sie fand sich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht und sie sangen dann zusammen ein italienisches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was sich in dem schönen, stillen Abend prächtig ausnahm. — Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte sich Herr Eckbrecht mit der Guitarre auf der Bank zurück, legte seine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm stand, und sang nun für sich allein viele herrliche deutsche und italienische Lieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Dabei schienen die Sterne prächtig am klaren Firmament, die ganze Gegend war wie versilbert vom Mondschein, ich dachte an die schöne Frau, an die ferne Heimat und vergaß darüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht stimmen, darüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Instrument, daß plötzlich eine Saite sprang. Da warf er die Guitarre hin und sprang auf. Nun wurde er erst gewahr, daß mein Maler sich unterdes über seinen Arm auf den Tisch gelegt hatte und fest eingeschlafen war. Er warf schnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aste neben dem Tische hing, besann sich aber plötzlich, sah erst meinen Maler, dann mich ein paarmal scharf an, setzte sich darauf, ohne sich lange zu bedenken, gerade vor mich auf den Tisch hin, räusperte sich, rückte an seiner Halsbinde und fing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten. „Geliebter Zuhörer und Landsmann!“ sagte er, „da die Flaschen beinah leer sind und da die Moral unstreitig die erste

Bürgerpflicht ist, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, so fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, dir einige Moralität zu Gemüte zu führen. — Man könnte zwar meinen," fuhr er fort, „du seist ein bloßer Jüngling, während doch dein Frack über seine besten Jahre hinaus ist; man könnte vielleicht annehmen, du habest vorhin wunderliche Sprünge gemacht wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, du seiest wohl gar ein Landstreicher, weil du hier auf dem Lande bist und die Geige streichst; aber ich kehre mich an solche oberflächlichen Urteile nicht, ich halte mich an deine feingespitzte Nase, ich halte dich für ein vazierendes Genie." — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm soeben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Siehst du," sagte er, „wie du dich schon aufblähst von dem bißchen Lobe. Gehe in dich und bedenke dieses gefährliche Metier! Wir Genie's — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt ebensowenig, als sie sich aus uns, wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unsern Siebenmeilenstiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, gerade auf die Ewigkeit los. O, höchst klägliche, unbequeme, breitgespreizte Position, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenrot und zukünftige Kindergesichter dazwischen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo[1], wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mit will und sich an den Stiefel hängt, daß sie einem das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unsterbliche Ewigkeit! Und siehe meinen Herrn Kollegen dort auf der Ban[k], der gleichfalls ein Genie ist; ihm wird die Zeit sch[on] zu lang, was wird er erst in der Ewigkeit anfangen[!] Ja, hochgeschätzter Herr Kollege, du und ich und d[ie] Sonne, wir sind heute früh zusammen aufgegangen u[nd]

[1] „Volksplatz," im Norden Roms, an die porta del popo[lo] anschließend.

haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt und es war alles schön — und nun fährt die schläfrige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwischt.“ Er sprach noch immerfort und war dabei mit seinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondschein ganz leichenblaß anzusehen.

Mir aber graute schon lange vor ihm und seinem wilden Gerede, und als er sich nun förmlich zu dem schlafenden Maler herumwandte, benutzte ich die Gelegenheit, schlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tisch, aus dem Garten heraus und stieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondschein beglänzte Tal hinunter.

Von der Stadt her schlugen die Uhren zehn. Hinter mir hörte ich durch die stille Nacht noch einzelne Guitarrenklänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hause gingen, von fern herüberschallen. Ich lief daher so schnell, als ich nur konnte, damit sie mich nicht weiter ausfragen sollten.

Am Tore bog ich sogleich rechts in die Straße ein und ging mit klopfendem Herzen eilig zwischen den stillen Häusern und Gärten fort. Aber wie erstaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen herauskam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da stand das einsame Gartenhaus wieder, im prächtigsten Mondschein, und auch die schöne Frau sang im Garten wieder dasselbe italienische Lied wie gestern abend. — Ich rannte voller Entzücken erst an die kleine Tür, dann an die Haustür und endlich mit aller Gewalt an das große Gartentor, aber es war alles verschlossen. Nun fiel mir erst ein, daß es noch nicht elf geschlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langsame Zeit, aber über das Gartentor klettern, wie gestern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einsamen Platze auf und ab und setzte mich endlich wieder auf den steinernen Brunnen voller Gedanken und stiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und still, ich hörte voll Vergnügen dem Gesange der schönen Frau zu, der zwischen dem Rauschen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickt' ich auf einmal eine weiße Gestalt, die von der andern Seite des Platzes herkam und gerade auf die kleine Gartentür zuging. Ich blickte durch den Mondflimmer recht scharf hin — es war der wilde Maler in seinem weißen Mantel. Er zog schnell einen Schlüssel hervor, schloß auf, und ehe ich mich's versah, war er im Garten drin.

Nun hatte ich gegen den Maler schon vom Anfang eine absonderliche Pike[1] wegen seiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber geriet ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie ist gewiß wieder betrunken, dachte ich, den Schlüssel hat er von der Kammerjungfer und will nun die gnädige Frau beschleichen, verraten, überfallen. — Und so stürzte ich durch das kleine, offengebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz still und einsam darin. Die Flügeltür vom Gartenhause stand offen, ein milchweißer Lichtschein drang daraus hervor und spielte auf dem Grase und den Blumen vor der Tür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen grünen Gemach, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die schöne gnädige Frau, mit der Guitarre im Arm, auf einem seidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unschuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit hinzusehen, denn ich bemerkte soeben, daß die weiße Gestalt von der andern Seite ganz behutsam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhause zuschlich. Dabei sang die gnädige Frau kläglich aus dem Hause, daß es mir recht durch Ma und Bein ging. Ich besann mich daher nicht lange, brac einen tüchtigen Ast ab, rannte damit gerade auf de

[1] Pike: Groll, Ingrimm.

Weißmantel los und schrie aus vollem Halse „Mordjo!“, daß der ganze Garten zitterte.

Der Maler, wie er mich so unverhofft daherkommen sah, nahm schnell Reißaus und schrie entsetzlich. Ich schrie noch besser, er lief nach dem Hause zu, ich ihm nach — und ich hatt' ihn beinah schon erwischt, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenstücken[1] und stürzte auf einmal der Länge nach vor der Haustür hin.

„Also du bist es, Narr!“ hört' ich da über mir ausrufen, „hast du mich doch fast zum Tode erschreckt.“ — Ich raffte mich geschwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wische, steht die Kammerjungfer vor mir, die soeben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber,“ sagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja freilich,“ entgegnete sie schnippisch, „sein Mantel wenigstens, den er mir, als ich ihm vorhin im Tor begegnete, umgehängt hat, weil mich fror.“ — Über dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sofa aufgesprungen und kam zu uns an die Tür. Mir klopfte das Herz zum Zerspringen. Aber wie erschrak ich, als ich recht hinsah und anstatt der schönen gnädigen Frau auf einmal eine ganz fremde Person erblickte!

Es war eine etwas große, korpulente, mächtige Dame mit einer stolzen Adlernase und hochgewölbten schwarzen Augenbrauen, so recht zum Erschrecken schön. Sie sah mich mit ihren großen funkelnden Augen so majestätisch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu fassen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente und wollte ihr zuletzt gar die Hand küssen. Aber sie riß ihre Hand schnell weg und sprach dann auf Italienisch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verstand.

Unterdes aber war von dem vorigen Geschrei die ganze Nachbarschaft lebendig geworden. Hunde bellten,

[1] Blumenbeeten.

Kinder schrien, zwischendurch hörte man einige Männerstimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn sie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte sich dann rasch nach dem Zimmer zurück, während sie dabei stolz und gezwungen auflachte, und schmiß mir die Tür vor der Nase zu. Die Kammerjungfer aber erwischte mich ohne weiters beim Flügel und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da hast du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht," sagte sie unterwegs voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch schon giftig. „Nun, zum Teufel!" sagte ich, „habt Ihr mich denn nicht selbst hierher bestellt?" — „Das ist's ja eben," rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es so gut mit dir, wirft dir erst Blumen aus dem Fenster zu, singt Arien — und das ist nun ihr Lohn! Aber mit dir ist nun einmal nichts anzufangen; du trittst dein Glück ordentlich mit Füßen." — „Aber," erwiderte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutschland, die schöne gnädige Frau" — „Ach," unterbrach sie mich, „die ist ja lange schon wieder in Deutschland, mitsamt deiner tollen Amour.[1] Und da lauf du nur auch wieder hin! Sie schmachtet ohnedies nach dir, da könnt ihr zusammen die Geige spielen und in den Mond gucken, aber daß du mir nicht wieder unter die Augen kommst!"

Nun aber entstand ein entsetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem anderen Garten kletterten Leute mit Knüppeln hastig über den Zaun, andere fluchten und durchsuchten schon die Gänge, desperate Gesichter mit Schlafmützen guckten im Mondschein bald da, bald dort über die Hecken, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Gesindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte[2] nicht lange. „Dort, dort

---

[1] Amour: Liebschaft, geliebte Person.

[2] fackeln: sich unruhig hin und her bewegen; nicht fackeln: keine Umstände machen.

läuft der Dieb!“ schrie sie den Leuten zu, indem sie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann schob sie mich schnell aus dem Garten und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da stand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem stillen Platze mutterseelenallein, wie ich gestern angekommen war. Die Wasserkunst, die mir vorhin im Mondschein so lustig flimmerte, als wenn Engelein darin auf und nieder stiegen, rauschte noch fort wie damals, mir aber war unterdes alle Lust und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun fest vor, dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur selbigen Stunde zum Tore hinaus.

Neuntes Kapitel.

Die treuen Berg' stehn auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Heid'?“ —
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Lust
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol' und Feldgeschrei sogleich:
Vivat Östreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansturm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und säh mich gern,
Und ist er's nicht, so kommt er doch gleich,
Vivat Östreich!

Ich stand auf einem hohen Berge, wo man zum erstenmal nach Östreich hineinsehen kann, und schwenkte voller Freude noch mit dem Hute und sang die letzte

Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Musik von Blasinstrumenten mit ein. Ich dreh' mich schnell um und erblicke drei junge Gesellen in langen, blauen Mänteln, davon bläst der eine Oboe, der andere die Klarinett und der dritte, der einen alten Dreistutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn — die akkompagnierten[1] mich plötzlich, daß der ganze Wald erschallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor und spiele und singe sogleich frisch mit. Da sah einer den andern bedenklich an, der Waldhornist ließ dann zuerst seine Pausbacken wieder einfallen und setzte sein Waldhorn ab, bis am Ende alle stille wurden und mich anschauten. Ich hielt verwundert ein und sah sie auch an. — „Wir meinten," sagte endlich der Waldhornist, „weil der Herr so einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reisender Engländer, der hier zu Fuß die schöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viatikum[2] verdienen. Aber, mir scheint, der Herr ist selber ein Musikant." — „Eigentlich ein Einnehmer," versetzte ich, „und komme direkt von Rom her, da ich aber seit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, so habe ich mich unterwegs mit der Violine durchgeschlagen." — „Bringt nicht viel heutzutage!" sagte der Waldhornist, der unterdes wieder an den Wald zurückgetreten war und mit seinem Dreistutzer ein kleines Feuer anfachte, das sie dort angezündet hatten. „Da gehn die blasenden Instrumente schon besser," fuhr er fort; „wenn so eine Herrschaft ganz ruhig zu Mittag speist und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blasen an — gleich kommt ein Bedienter herausgesprungen mit Geld oder Essen, damit sie nur den Lärm wieder loswerden. Aber will der Herr nicht eine Kollation[3] mit uns einnehmen?"

---

[1] akkompagnieren: begleiten.

[2] Viatikum: Reisegeld.

[3] Kollation: Imbiß.

Das Feuer loderte nun recht lustig im Walde, der Morgen war frisch, wir setzten uns alle ringsumher auf den Rasen und zwei von den Musikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch schon Milch war, vom Feuer, holten Brot aus ihren Manteltaschen hervor und tunkten und tranken abwechselnd aus dem Topfe und es schmeckte ihnen so gut, daß es ordentlich eine Lust war anzusehen. — Der Waldhornist aber sagte: „Ich kann das schwarze Gesöff nicht vertragen,“ und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen, übereinander gelegten Butterschnitte, dann brachte er eine Flasche Wein zum Vorschein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?“ — Ich tat einen tüchtigen Zug, mußte aber schnell wieder absetzen und das ganze Gesicht verziehn, denn es schmeckte wie Drei-Männer-Wein[1]. „Hiesiges Gewächs,“ sagte der Waldhornist, „aber der Herr hat sich in Italien den deutschen Geschmack verdorben.“

Darauf kramte er eifrig in seinem Schubsack und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte, zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiser in vollem Ornate zu sehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete sie auf dem Boden behutsam auseinander, die andern rückten näher heran und sie beratschlagten nun zusammen, was sie für eine Marschroute nehmen sollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende,“ sagte der eine, „wir müssen uns gleich von Linz links abwenden, so kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag.“ — „Nun wahrhaftig!“ rief der Waldhornist, „wem willst du da was vorpfeifen? nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunstgeschmack, keine vernünftige freie Station!“ — „O Narrenspossen!“ erwiderte der andere, „die Bauern sind mir gerade die liebsten, die wissen am besten, wo einen der Schuh drückt und nehmen's nicht

---

[1] Im Volkswitz für Traminerwein (Tramin in Südtirol), dann für jeden schlechten Wein gebraucht.

so genau, wenn man manchmal eine falsche Note bläst." — „Das macht, du hast kein point d'honneur,"[1] versetzte der Waldhornist, „odi profanum vulgus et arceo, sagt der Lateiner."[2] — „Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben," meinte der Dritte, „so kehren wir bei den Herren Pfarrern ein." — „Gehorsamster Diener!" sagte der Waldhornist, „die geben kleines Geld und große Sermone[3], daß wir nicht so unnütz in der Welt herumschweifen, sondern uns besser auf die Wissenschaften applizieren[4] sollen, besonders wenn sie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, clericus clericum non decimat[5]. Aber was gibt es denn da überhaupt für große Not? die Herren Professoren sitzen auch noch im Karlsbade und halten selbst den Tag nicht so genau ein." — „Ja, distinguendum est inter et inter,"[6] erwiderte der andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!"[7]

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Respekt vor ihnen, besonders da ihnen das Latein nur so wie Wasser vom Munde floß. — „Ist der Herr auch ein Studierter?" fragte mich darauf der Waldhornist. Ich erwiderte bescheiden, daß ich immer besondere Lust zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. — „Das tut gar nichts," rief der Waldhornist, „wir haben auch weder Geld noch reiche Freundschaft. Aber ein gescheiter Kopf muß sich zu helfen wissen. Aurora musis amica[8], das heißt zu deutsch, mit vielem Frühstücken sollst du dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Turm

---

[1] Ehrgefühl.

[2] Horaz: Ich hasse das gemeine Volk und halt' es mir fern.

[3] Sermon: Rede, Strafrede.

[4] applizieren: anlegen, anwenden, verabreichen; sich applizieren: sich verlegen.

[5] Ein Geistlicher nimmt vom andern keinen Zehent.

[6] Es ist ein Unterschied zwischen und zwischen.

[7] Was Jupiter darf, darf nicht auch der Ochs.

[8] Der Morgen ist den Musen hold.

zu Turm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen und nun die Schüler auf einmal mit großem Geschrei aus dem alten finstern Kollegium herausbrechen und im Sonnenscheine durch die Gassen schwärmen — da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeister und finden unsern gedeckten Tisch, und ist er auch nicht gedeckt, so steht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel darnach und essen und perfektionieren[1] uns dabei noch im Lateinischsprechen. Sieht der Herr, so studieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt und die andern fahren und reiten zu ihren Eltern fort, da wandern wir mit unsern Instrumenten unterm Mantel durch die Gassen zum Tore hinaus und die ganze Welt steht uns offen.

Ich weiß nicht — wie er so erzählte — ging es mir recht durchs Herz, daß so gelehrte Leute so ganz verlassen sein sollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich selber nicht anders ginge, und die Tränen traten mir in die Augen. — Der Waldhornist sah mich groß an. „Das tut gar nichts," fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht so reisen: Pferde und Kaffee und frischüberzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbestellt. Das ist just das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann." — „Ja," sagte der andere, „und wo wir hinkommen und unsere Instrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsstunde auf dem Lande in ein Herrschaftshaus treten und im Hausflur blasen, da tanzen die Mägde miteinander vor der Haustür und die Herrschaft läßt die Saaltür etwas aufmachen, damit sie

[1] perfektionieren (vgl. perfekt): vervollkommnen.

die Musik drin besser hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall herausgezogen und die Fräuleins an der Tafel verdrehen sich fast die Hälse, um die Musikanten draußen zu sehn." — „Wahrhaftig," rief der Waldhornist mit leuchtenden Augen aus, „laßt die andern nur ihre Kompendien repetieren, wir studieren unterdes in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat! Ja, glaub' nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wissen und mit der Faust auf die Kanzel schlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbarmung und Zerknirschung das Herz im Leibe bersten möchte."

Wie sie so sprachen, wurde mir so lustig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit studieren mögen. Ich konnte mich gar nicht satt hören, denn ich unterhalte mich gern mit studierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurse kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angst geworden, weil die Vakanz so bald zu Ende gehen sollte. Er hatte daher hurtig sein Klarinett zusammengesetzt, ein Notenblatt vor sich auf das aufgestemmte Knie hingelegt und exerzierte sich eine schwierige Passage aus einer Messe ein, die er mitblasen sollte, wenn sie nach Prag zurückkamen. Da saß er nun und fingerte und pfiff dazwischen manchmal so falsch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Auf einmal schrie der Waldhornist mit seiner Baßstimme: „Topp, da hab' ich es," er schlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der andere ließ auf einen Augenblick von seinem fleißigen Blasen ab und sah ihn verwundert an. „Hört," sagte der Waldhornist, „nicht weit von Wien ist ein Schloß, auf dem Schlosse ist ein Portier und der Portier ist mein Vetter!

Teuerste Condiscipels[1], da müssen wir hin, machen dem Herrn Vetter unser Kompliment und er wird dann schon dafür sorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!" — Als ich das hörte, fuhr ich geschwind auf. „Bläst er nicht auf dem Fagott?" rief ich, „und ist von langer, gerader Leibesbeschaffenheit und hat eine große, vornehme Nase?" — Der Waldhornist nickte mit dem Kopfe. Ich aber embrassierte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreistutzer vom Kopfe fiel, und wir beschlossen nun sogleich, alle miteinander im Postschiffe auf der Donau nach dem Schloß der schönen Gräfin hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war schon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gastwirt, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, stand breit und behaglich in seiner Haustür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abschied allerlei Witze und Redensarten erschallen, während in jedem Fenster ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die soeben die letzten Pakete nach dem Schiffe schafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrock und schwarzem Halstuch, der auch mitfahren wollte, stand am Ufer und sprach sehr eifrig mit einem jungen, schlanken Bürschchen, das mit langen, ledernen Beinkleidern und knapper, scharlachroter Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer saß. Es schien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn sie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir sprächen. — Zuletzt lachte der alte Herr, das schlanke Bürschchen schnalzte mit der Reitgerte und sprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landschaft hinein.

Unterdes hatten die Studenten und ich unsere Kasse zusammengeschossen. Der Schiffer lachte und schüttelte den Kopf, als ihm der Waldhornist damit unser Fährgeld in lauter Kupferstücken aufzählte, die wir mit großer

---

[1] condiscipulus (lat.): Mitschüler.

Not aus allen unsern Taschen zusammengebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau so recht vor mir sah; wir sprangen geschwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen und so flogen wir nun im schönsten Morgenglanze zwischen den Bergen und Wiesen hinunter.

Da schlugen die Vögel im Walde und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man manchmal die Lerchen dazwischen. Von dem Schiffe aber jubilierte und schmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Lust war.

Der gehörte einem hübschen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben sich stehen, von der andern Seite hielt sie ein feines Bündel Wäsche unterm Arm, so saß sie ganz still für sich und sah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiseschuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Wasser vor sich hinunter und die Morgensonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der sie die Haare sehr sauber gescheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angesponnen hätten, denn sie gingen immer an ihr vorüber und der Waldhornist räusperte sich dabei und rückte bald an seiner Halsbinde, bald an dem Dreistutzer. Aber sie hatten keine rechte Courage und das Mädchen schlug auch jedesmal die Augen nieder, sobald sie ihr näher kamen.

Besonders aber genierten sie sich vor dem ältlichen Herrn mit dem grauen Überrocke, der nun auf der andern Seite des Schiffes saß und den sie gleich für einen Geistlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor sich, in welchem er las, dazwischen aber oft in die schöne Gegend von dem Buche auffah, dessen Goldschnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenschein blitzten. Dabei bemerkte er auch sehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald

die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, so redete er einen von den Studenten lateinisch an, worauf alle drei herantraten, die Hüte vor ihm abnahmen und ihm wieder lateinisch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdes ganz vorn auf die Spitze des Schiffes gesetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Wasser herunterbaumeln und blickte, während das Schiff so fortflog und die Wellen unter mir rauschten und schäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Turm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs und endlich hinter uns wieder verschwand. Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor und spielte alle meine ältesten Stücke durch, die ich noch zu Hause und auf dem Schloß der schönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir jemand von hinten auf die Achsel. Es war der geistliche Herr, der unterdes sein Buch weggelegt und mir schon ein Weilchen zugehört hatte. „Ei,“ sagte er lachend zu mir, „ei, ei, Herr ludi magister[1], Essen und Trinken vergißt Er.“ Er hieß mich darauf meine Geige einstecken, um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luftigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tisch hinstellen lassen und ich, die Studenten und selbst das junge Mädchen, wir mußten uns auf die Fässer und Pakete ringsherum setzen.

Der geistliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterschnitten aus, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaschen und einen silbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, schenkte ein, kostete erst, roch daran und prüfte wieder und reichte dann einem jeden von uns. Die Studenten saßen ganz kerzengerade auf ihren Fässern

[1] Spielmeister.

und aßen und tranken nur sehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher und blickte dabei schüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter sie uns ansah, je dreister wurde sie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geistlichen Herrn, daß sie nun zum ersten Male von Hause in Kondition[1] komme und soeben auf das Schloß ihrer neuen Herrschaft reise. Ich wurde über und über rot, denn sie nannte dabei das Schloß der schönen gnädigen Frau. — Also das soll meine zukünftige Kammerjungfer sein! dachte ich und sah sie groß an und mir schwindelte fast dabei. — „Auf dem Schlosse wird es bald eine große Hochzeit geben," sagte darauf der geistliche Herr. „Ja," erwiderte das Mädchen, die gern von der Geschichte mehr gewußt hätte; „man sagt, es wäre schon eine alte, heimliche Liebschaft gewesen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen." Der Geistliche antwortete nur mit „Hm, hm," während er seinen Jagdbecher vollschenkte und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tisch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geistliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl sagen," hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundschaft ausgeschickt, ob der Bräutigam schon vielleicht hier in der Gegend sei. Eine Dame aus Rom hat geschrieben, daß er schon lange von dort fort sei. —" Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder rot. „Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?" fragte ich ganz verwirrt. — „Nein," erwiderte der alte Herr, „aber er soll ein luftiger Vogel sein." — „O ja," sagte ich hastig, „ein Vogel, der aus jedem Käfig ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, wenn er wieder in der Freiheit ist." — „Und sich in der Fremde herumtreibt," fuhr der Herr gelassen fort, „in

[1] Kondition: Dienststellung.

der Nacht gassaten geht und am Tage vor den Haustüren schläft.“ — Mich verdroß das sehr. „Ehrwürdiger Herr,“ rief ich ganz hitzig aus, da hat man Euch falsch berichtet. Der Bräutigam ist ein moralischer, schlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schlosse auf großem Fuß gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen ist, der sein Geld sehr wohl zu Rate zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der“ — „Nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn so gut kennt,“ unterbrach mich hier der Geistliche und lachte dabei so herzlich, daß er ganz blau im Gesichte wurde und ihm die Tränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört,“ ließ sich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr.“ — „Ach Gott, ja doch, ja! Konfusion, nichts als Konfusion!“ rief der Geistliche und konnte sich noch immer vor Lachen nicht zu gute geben, bis er sich endlich ganz verhustete. Als er sich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh' und rief: „Das Brautpaar soll leben!“ — Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geistlichen und seinem Gerede denken sollte, ich schämte mich aber wegen der römischen Geschichten, ihm hier vor allen Leuten zu sagen, daß ich selber der verlorene glückselige Bräutigam sei.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geistliche Herr sprach dabei freundlich mit allen, so daß ihm bald ein jeder gut wurde und am Ende alles fröhlich durcheinander sprach. Auch die Studenten wurden immer redseliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis sie endlich gar ihre Instrumente holten und lustig zu blasen anfingen. Die kühle Wasserluft strich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendsonne vergoldete schon die Wälder und Täler, die schnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen widerhallten. — Und als dann der Geistliche von der Musik immer vergnügter wurde und lustige Geschichten aus seiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz

über Berge und Täler gezogen und oft hungrig und durstig, aber immer fröhlich gewesen und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz sei zwischen der engen, düstern Schule und der Amtsarbeit ernsten — da tranken die Studenten noch einmal herum und stimmten dann frisch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinschallte.

Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel Wandrer lustig schwenken
Die Hüt' im Morgenstrahl.
Das sind die Herrn Studenten,
Zum Tor hinaus es geht,
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem![1]

Nachts wir durchs Städtlein schweifen,
Die Fenster schimmern weit,
Am Fenster drehn und schleifen
Viel schön geputzte Leut'.
Wir blasen vor den Türen
Und haben Durst genung,
Das kommt vom Musizieren,
Herr Wirt, einen frischen Trunk!
Und siehe, über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo![2]

Nun weht schon durch die Wälder
Der kalte Boreas[3],
Wir streichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,

[1] Guter Friede sei mit dem, der hinter seinem Ofen sitzt.
[2] Kommt aus seinem Hause jener glückselige Mann.
[3] Nordwind.

Der Mantel fliegt im Winde,
Zerrissen sind die Schuh,
Da blasen wir geschwinde
Und singen noch dazu:
Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem![1]

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verstanden, stimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügtesten, denn ich sah soeben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendsonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Kapitel.

Das Schiff stieß an das Ufer, wir sprangen schnell ans Land und verteilten uns nun nach allen Seiten im Grünen wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geistliche Herr nahm eiligen Abschied und ging mit großen Schritten nach dem Schlosse zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüsch, wo sie noch geschwind ihre Mäntel ausklopften, sich in dem vorüberfließenden Bache waschen und einer den andern rasieren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirtshause unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirtin, die ich ihr als eine gute Person rekommandiert hatte, ein besseres Kleid anzulegen, ehe sie sich oben im Schlosse vorstellte. Mir aber leuchtete der schöne Abend recht durchs Herz, und als sie sich nun alle verlaufen hatten,

[1] Glückselig der Mann, der hinter eigenen Hauses Herd sitzt und seine gute Ruhe hat.

bedachte ich mich nicht lange und rannte sogleich nach dem herrschaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, stand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrschaftlichen Garten rauschten noch immer darüber hin, eine Goldammer, die damals auf dem Kastanienbaume vor dem Fenster jedesmal bei Sonnenuntergang ihr Abendlied gesungen hatte, sang auch wieder, als wäre seitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenster im Zollhause stand offen, ich lief voller Freuden hin und steckte den Kopf in die Stube hinein. Es war niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtisch stand am Fenster und die lange Pfeife in einem Winkel wie damals. Ich konnte nicht widerstehen, ich sprang durch das Fenster hinein und setzte mich an den Schreibtisch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeschlagenen Buche, die Bienen summten wieder an dem offnen Fenster hin und her, die Goldammer draußen auf dem Baume sang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Tür aus der Stube auf und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktierten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Türe stehen, wie er mich so unversehens erblickte, nahm schnell die Brille von der Nase und sah mich grimmig an. Ich aber erschrak nicht wenig darüber, sprang, ohne ein Wort zu sagen, auf und lief aus der Haustür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich sah, nach des Portiers Rat statt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Tür hinausfuhr und hinter mir drein schimpfte, aber ich saß schon oben auf der hohen Gartenmauer und schaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubilieren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer,

aber die vergoldeten Wipfel neigten sich im Abendwinde vor mir, als wollten sie mich bewillkommnen, und seitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwischen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten singen:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Stimme und das Lied klang mir so wunderlich und doch wieder so altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das ist der Herr Guido!“ rief ich endlich voller Freude und schwang mich schnell in den Garten hinunter — es war dasselbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italienischen Wirtshauses sang, wo ich ihn zum letztenmal gesehen hatte.

Er sang noch immer fort, ich aber sprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwischen den letzten Rosensträuchern hervortrat, blieb ich plötzlich wie verzaubert stehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendrot beschienen, saß die schöne gnädige Frau in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und roten Rosen in dem schwarzen Haar, mit niedergeschlagenen Augen auf einer Steinbank und spielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor sich auf dem Rasen, gerade so wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der schönen Frau vorsingen mußte. Ihr gegenüber saß eine andere junge Dame, die hatte den weißen, runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet und sang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem stillen Weiher

langsam im Kreise herumschwammen. — Da hob die schöne Frau auf einmal die Augen und schrie laut auf, da sie mich erblickte. Die andere Dame wandte sich rasch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Gesicht flogen, und da sie mich recht ansah, brach sie in ein unmäßiges Lachen aus, sprang dann von der Bank und klatschte dreimal mit den Händchen. In demselben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blütenweißen, kurzen Kleidchen mit grünen und roten Schleifen zwischen den Rosensträuchern hervorgeschlüpft, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wo sie alle gesteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, schlossen schnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und sangen dabei:

Wir bringen dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Lust und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freischützen.[1] Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte sie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreise entwischt, aber die kleinen, schnippischen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geschichte eigentlich bedeuten sollte, und stand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüsch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und standen auf einmal wie bezaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während sie das andere in die Luft

[1] Freischütz, Oper von K. M. v. Weber, 1821 zum ersten Mal aufgeführt.

streckten und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die schöne gnädige Frau, die noch immer ganz still stand und nur manchmal auf mich herüberblickte, bei der Hand, führte sie bis zu mir und sagte:

„Die Liebe — darüber sind nun alle Gelehrten einig — ist eine der couragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen[1] von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte voneinander wandern, in desto anständigerm Bogen bläst der Reisewind den schillernden Mantel hinter ihnen auf, desto kühner und überraschender entwickelt sich der Faltenwurf, desto länger und länger wächst der Talar den Liebenden hintennach, so daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unversehens auf ein paar solche Schleppen zu treten. O teuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! Obgleich Ihr in diesem Mantel bis an die Gestade der Tiber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen. — Und nun dann, da es so gekommen ist, ihr zwei lieben, lieben närrischen Leute! schlagt den seligen Mantel um euch, daß die ganze andere Welt rings um euch untergeht — liebt euch wie die Kaninchen und seid glücklich!"

Der Herr Leonhard war mit seinem Sermon kaum erst fertig, so kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen gesungen hatte, auf mich los, setzte mir schnell einen frischen Myrtenkranz auf den Kopf und

[1] Bastion: Bollwerk.

sang dazu sehr neckisch, während sie mir den Kranz in den Haaren festrückte und ihr Gesichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich dir gewogen,
Darum wird dein Haupt geschmückt,
Weil der Strich von deinem Bogen
Öfters hat mein Herz entzückt.

Dann trat sie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennst du die Räuber noch, die dich damals in der Nacht vom Baume schüttelten?“ sagte sie, indem sie einen Knix mir machte und mich so anmutig und fröhlich ansah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging sie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welschen Beischmack! Aber nein, sieh doch nur einmal die dicken Taschen an!“ rief sie plötzlich zu der schönen gnädigen Frau, „Violine, Wäsche, Barbiermesser, Reisekoffer, alles durcheinander!“ Sie drehte mich nach allen Seiten und konnte sich vor Lachen gar nicht zu gute geben. Die schöne gnädige Frau war unterdes noch immer still und mochte gar nicht die Augen aufschlagen vor Scham und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte sie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich stürzten ihr plötzlich Tränen aus den Augen und sie verbarg ihr Gesicht an der Brust der andern Dame. Diese sah sie erst erstaunt an und drückte sie dann herzlich an sich.

Ich aber stand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, desto deutlicher erkannte ich sie, es war wahrhaftig niemand anders als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte, und wollte soeben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr sprach. „Weiß er denn noch nicht?“ hörte ich ihn fragen. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er besann sich darauf einen Augenblick.

„Nein, nein," sagte er endlich, „er muß schnell alles erfahren, sonst entsteht nur neues Geplauder und Gewirre."

„Herr Einnehmer," wandte er sich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber tue mir den Gefallen und wundere dich hier in aller Geschwindigkeit aus, damit du nicht hinterher durch Fragen, Erstaunen und Kopfschütteln unter den Leuten alte Geschichten aufrührst und neue Erdichtungen und Vermutungen ausschüttelst." — Er zog mich bei diesen Worten tiefer in das Gebüsch hinein, während das Fräulein mit der von der schönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Gesichtchen schüttelte, durch die ich aber doch sehen konnte, daß sie bis an die Stirn rot wurde. — „Nun denn," sagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier soeben tun will, als hörte und wüßte sie von der ganzen Geschichte nichts, hatte in aller Geschwindigkeit ihr Herzchen mit jemand vertauscht. Darüber kommt ein anderer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum sein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz ist aber schon bei jemand und jemands Herz bei ihr und der Jemand will sein Herz nicht wieder haben und ihr Herz nicht wieder zurückgeben. Alle Welt schreit — aber du hast wohl noch keinen Roman gelesen?" — Ich verneinte es. — „Nun, so hast du doch einen mitgespielt. Kurz: das war eine solche Konfusion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt selbst ins Mittel legen mußte. Ich schwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und so ging es fort nach Süden, um sie in einem meiner einsamen Schlösser in Italien zu verbergen, bis das Geschrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterwegs aber kam man uns auf die Spur und von dem Balkon des welschen Wirtshauses, vor dem du so vortrefflich Wache schliefst, erblickte Flora plötzlich unsere

Verfolger.“ — „Also der bucklige Signor?“ — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder und ließen dich auf dem vorbestellten Postkurse allein fortfahren. Das täuschte unsere Verfolger und zum Überfluß auch noch meine Leute auf dem Bergschlosse, welche die verkleidete Flora stündlich erwarteten und mit mehr Diensteifer als Scharfsinn dich für das Fräulein hielten. Selbst hier auf dem Schlosse glaubte man, daß Flora auf dem Felsen wohne, man erkundigte sich, man schrieb an sie — hast du nicht ein Briefchen erhalten?“ — Bei diesen Worten fuhr ich blitzschnell mit dem Zettel aus der Tasche. — „Also dieser Brief?“ — „Ist an mich,“ sagte Fräulein Flora, die bisher auf unsere Rede gar nicht achtzugeben schien, riß mir den Zettel rasch aus der Hand, überlas ihn und steckte ihn dann in den Busen. — „Und nun,“ sagte Herr Leonhard, „müssen wir schnell in das Schloß, da wartet schon alles auf uns. Also zum Schluß, wie sich's von selbst versteht und einem wohlerzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen und übermorgen ist Hochzeit!“

Da er noch so sprach, erhob sich plötzlich in dem Gebüsch ein rasender Spektakel von Pauken und Trompeten, Hörnern und Posaunen; Böller wurden dazwischen gelöst und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn sie aus der Erde wüchsen. Ich sprang in dem Geschwirre und Geschleife ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber schon dunkel wurde, erkannte ich erst nach und nach alle die alten Gesichter wieder. Der alte Gärtner schlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln musizierten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf seinem Fagott. Wie ich den so unverhofft erblickte, lief ich sogleich auf ihn zu und embrassierte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Konzept. „Nun wahrhaftig, und wenn der

bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr!“ rief er den Studenten zu und blies ganz wütend weiter.

Unterdes war die schöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entsprungen und flog wie ein aufgescheuchtes Reh über den Rasen tiefer in den Garten hinein. Ich sah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligst nach. Die Musikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, sie meinten nachher: wir wären schon nach dem Schlosse aufgebrochen, und die ganze Bande setzte sich nun mit Musik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marsch.

Wir aber waren fast zu gleicher Zeit in einem Sommerhause angekommen, das am Abhange des Gartens stand, mit dem offnen Fenster nach dem weiten, tiefen Tale zu. Die Sonne war schon lange untergegangen hinter den Bergen, es schimmerte nur noch wie ein rötlicher Duft über dem warmen, verschallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher heraufrauschte, je stiller es ringsum wurde. Ich sah unverwandt die schöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir stand, so daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz schlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich sprechen sollte vor Respekt, da ich auf einmal so allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines, weißes Händchen — da zog sie mich schnell an sich und fiel mir um den Hals und ich umschlang sie fest mit beiden Armen.

Sie machte sich aber geschwind wieder los und legte sich ganz verwirrt in das Fenster, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach,“ rief ich, „mir ist mein Herz recht zum Zerspringen, aber ich kann mir noch alles nicht recht denken, es ist mir alles noch wie ein Traum!“ — „Mir auch,“ sagte die schöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer,“ setzte sie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden

hatten und mit zurückbrachten, von dir aber dort und hier nichts hörte — da dacht' ich nicht, daß alles noch so kommen würde! Erst heut zu Mittag sprengte der Jokey[1], der gute, flinke Bursch, atemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß du mit dem Postschiffe kämst." — Dann lachte sie still in sich hinein. „Weißt du noch," sagte sie, „wie du mich damals auf dem Balkon zum letztenmal sahst? Das war gerade wie heute, auch so ein stiller Abend und Musik im Garten." — „Wer ist denn eigentlich gestorben?" frug ich hastig. — „Wer denn?" sagte die schöne Frau und sah mich erstaunt an. „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden," erwiderte ich, „der damals mit auf dem Balkon stand." — Sie wurde ganz rot. „Was hast du auch für Seltsamkeiten im Kopfe!" rief sie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reisen zurückkam, und es traf gerade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb bist du wohl damals von hier fortgelaufen?" — „Ach Gott, freilich!" rief ich aus und schlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber schüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt und langte eine Handvoll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus. — „Siehst du," sagte sie nach einem Weilchen wieder, „das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, samt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt' es schon lange, daß wir einander gut sind, und ist dir sehr gewogen, denn hätt' er dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus

[1] Reitknecht.

der Pensionsanstalt entführte, so wären sie beide erwischt worden, ehe sie sich vorher noch mit der Gräfin versöhnten, und alles wäre anders gekommen.“ — „Mein Gott, schönste, gnädigste Gräfin,“ rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; also der Herr Leonhard?“ — „Ja, ja,“ fiel sie mir in die Rede, „so nannte er sich in Italien; dem gehören die Herrschaften da drüben und er heiratet nun unserer Gräfin Tochter, die schöne Flora. — Aber was nennst du mich denn Gräfin?“ — Ich sah sie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin,“ fuhr sie fort, „unsere gnädige Gräfin hat mich nur zu sich aufs Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waise mit hierher brachte.“

Nun war's mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott segne den Portier,“ versetzte ich ganz entzückt, „daß er unser Onkel ist! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten.“ — „Er meint es auch gut mit dir,“ erwiderte sie, „wenn du dich nur etwas vornehmer hieltest, sagt er immer. Du mußt dich jetzt auch eleganter kleiden.“ — „O,“ rief ich voller Freuden, „englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! Und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die schönen Wasserkünste, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!“ — Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an und von fern schallte immerfort die Musik herüber und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten und die Donau rauschte dazwischen herauf — und es war alles, alles gut!

Einführung.

„Es gibt nichts Tröstlicheres für den Dichter, als wenn sein Lied bei der Jugend frischen Klang gibt."

Eichendorff an den Erbprinzen Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Berlin, 1. Oktober 1838.

Die Romantik ist wie die literarische Revolution, die wir nach Klingers Drama mit dem Namen „Sturm und Drang" zu bezeichnen pflegen, eine in der Natur des deutschen Geistes begründete Gegenbewegung gegen die einseitige Verstandeskultur, gegen die Vernachlässigung des Gemütslebens, gegen die Verachtung der Phantasie, wie sie die Aufklärung vertrat. Die Romantiker wandten sich aber auch gegen die ausschließliche Berücksichtigung des klassischen Altertums und wiesen — auch in dieser Hinsicht Nachfolger der „Stürmer und Dränger" (man denke nur an Herder und den jungen Goethe) — darauf hin, daß auch die Vergangenheit des deutschen Volkes Epochen aufweise, die wert seien, der Vergessenheit entrissen zu werden. Trotz dieses Gegensatzes zu unseren Klassikern knüpften die Romantiker an Goethe an, aber nicht etwa an „Götz von Berlichingen", wie man vermuten könnte, sondern an ein Werk des alternden Goethe, an „Wilhelm Meister" (Lehrjahre, erschienen 1795 und 1796). In diesem Romane hat, so schreibt R. Haym in seinem Werke über die Romantische Schule, die Vollkraft der Poesie mit schmeichelnder Gewalt die harten Linien der Wirklichkeit gebogen und gerundet, die starr allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit, die Begriffe und Forderungen bürgerlicher Rechtschaffenheit zurückgedrängt und an deren Stelle das Recht der schönen Natur, der harmonischen Bildung, einer edlen Haltung, eines gefälligen Betragens gesetzt; der Goethesche Roman hat die Wirklichkeit des tätigen, gegenwärtigen Lebens zur Unterlage und zum Stoff, aber er nimmt sie doch nur soweit auf, als sie es sich gefallen läßt, harmonisiert und poetisiert zu werden. Diese Kunst, „das gewöhnliche Leben zu poetisieren" (Novalis), diese Verschmelzung von Leben und Kunst war eines der Hauptziele der Romantiker und so wurde „Wilhelm Meister" zu ihrem Lieblingsbuch.

Novalis nennt ihn den Roman schlechtweg, den Roman ohne Beiwort, Friedrich Schlegel ein neues und einziges Buch, welches man nur aus sich selbst verstehen lernen kann; ein göttliches Gewächs, ein Werk, in welchem alles Poesie, reine, hohe Poesie ist; „Wilhelm Meister“ ist ihm das erste Beispiel einer so noch nie dagewesenen Gattung von Poesie, die ein poetisches Maximum darstellt, ein Roman ohnegleichen, ein Roman, der den bisherigen Begriff des Romanartigen grenzenlos erweitert. Und ausgehend von Goethes Roman, bezeichnet Friedrich Schlegel den echten Roman überhaupt als ein non plus ultra, als Summe alles Poetischen. Novalis erblickt im Roman ein poetisch Höchstes und August Wilhelm Schlegel sieht im Roman eine Gattung, die das Ganze der neueren Poesie repräsentieren könne und „die ganze moderne Poesie tingiere“. Nicht geringer als auf die Theorien der Romantiker war der Einfluß des Goetheschen Romans auf die Entwicklung der Dichtungsgattung selbst. Diese Nachwirkung, die bis in unsere Tage hereinreicht (vgl. z. B. Gottfried Kellers „Grünen Heinrich“), war zwar nicht so ungestüm, aber um vieles gründlicher und nachhaltiger als die des „Götz“ und „Werther“. Die Dichter jener Zeit setzten den größten Ehrgeiz darein, „ihren“ Roman zu schreiben; so entstanden: Jean Pauls „Titan“, Karoline Wolzogens „Agnes von Lilien“, Dorothea Veits „Florentin“, Ludwig Tiecks „Franz Sternbalds Wanderungen“, Friedrich Schlegels „Lucinde“, Hardenberg-Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ und auch Eichendorffs beide Romane „Ahnung und Gegenwart“ sowie „Dichter und ihre Gesellen“.[1]

Kann man bezüglich dieser Romane mehr oder weniger nur von einer Nachahmung des Goetheschen Vorbildes reden, so liegen die Verhältnisse bezüglich einer verwandten Dichtungsgattung, der Novelle, etwas anders. Auch hier gingen die Romantiker zwar zunächst von Goethe aus. Dieser hatte schon im Jahre 1795 in Schillers „Horen“ eine Reihe von Novellen, zusammengefaßt als „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“,

[1] Sogar Schleiermacher trug sich mit der Idee zu einem Romane, in dem er alles vorbringen wollte, was er vom Leben verstand. Aus dieser Auffassung vom Zwecke des Romans, die eben durch „Wilhelm Meister“ gang und gäbe geworden war, erklärt sich die Ansicht Friedrich Schlegels, daß es im Grunde überflüssig sein dürfte, mehr als einen Roman zu schreiben, es müßte denn der Künstler inzwischen etwa ein neuer Mensch geworden sein.

erscheinen lassen, in die „Wahlverwandtschaften“ (1809) und in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (1829) nahm er eine Anzahl derartiger Erzählungen auf und in einer 1828 erschienenen Dichtung glaubte er die wesentlichen Merkmale der Gattung derart rein verkörpert, daß er auf jeden Titel verzichtete und sie kurzweg „Die Novelle“, dann „Novelle“ überschrieb. Was Goethe nur angebahnt hatte, setzte Ludwig Tieck erfolgreich fort. Die Vorliebe der Romantiker für die romanischen Literaturen führte ihn über Goethe hinaus auf den eigentlichen Schöpfer der Gattung, Giovanni Boccaccio (1313—1375), dessen „Decamerone“ in einem zeitgeschichtlichen Rahmen (Pest in Florenz 1348) hundert „Novellen“ (=Neuigkeiten) zusammenfaßt, und auf Miguel de Cervantes (1547—1616), den Verfasser des „Don Quixote“, dem kleinere Erzählungen einverleibt sind, und der „Novelas exemplares“. Indem Tieck die Formen und Themata dieser Meister selbständig erweiterte, wurde er zum Begründer der modernen Novelle, die sich seither einer eifrigen Pflege erfreut. Von den Romantikern, welche dieses Gebiet bebauten, wären neben Tieck vor allem zu nennen: Achim von Arnim, Klemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Kleist und Josef Eichendorff.

Eichendorffs Leben. Eichendorff wurde am 10. März 1788 geboren. Seine Wiege stand auf Schloß Lubowitz, das in Preußisch-Schlesien, eine Wegstunde von Ratibor entfernt, auf einem Hügel an der Oder inmitten von Gärten und Wäldern malerisch gelegen ist. Von den Fenstern des Schlosses aus kann das Auge hinüberschweifen bis zu den Kämmen der Sudeten und Karpathen. Hier, auf diesem gesegneten Fleckchen Erde, wuchs der Knabe mit seinem um zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm in inniger Berührung mit der anmutig-heiteren Natur heran. Bald wurde dem munteren Knaben der große Garten mit seinen Marmorbildern und Wasserkünsten und uralten Bäumen zu enge. Er wanderte hinaus in die Umgegend oder durchstreifte sie früh schon als geübter Reiter und Jäger. Wie innig sein Verhältnis zur Natur war, mag man schon daraus ersehen, daß sein Tagebuch in diesen Jahren getreulich den Tag verzeichnet, an dem die erste Lerche sang, die erste Nachtigall schlug, das erste Gänseblümchen blühte.

Neben der friedlich-schönen Natur hat aber auf den Knaben auch das heiter-gesellige Treiben auf Lubowitz und den Schlössern der Umgebung, die zum größten Teil Verwandten

der Familie Eichendorff gehörten, eingewirkt. Dieses Adelsleben zu Ausgang des 18. Jahrhunderts ist so vergnüglich und prunkhaft, daß einem die darauf bezüglichen Tagebuchnotizen geradezu romanhaft vorkommen, trotzdem das ganze Tagebuch ohne jede schriftstellernde Absicht — meist sogar nur in Schlagworten — geschrieben ist. Gemeinsame Ausflüge zu Fuß, zu Pferde, auf Wagen oder Schlitten, ausgedehnte Jagden wechseln ab mit Gelagen und Bällen, mit Maskerade und Komödienspiel. Umherziehende Schauspielertruppen, welche die Jahrmärkte in Ratibor oder Troppau besuchen, bieten der Gesellschaft weitere angenehme Zerstreuung. Es geht zu „wie im ewigen Leben". Großen Eindruck machte auf die beiden Knaben eine Badereise, die über Breslau, Dresden und Prag nach Karlsbad führte und mit dem ganzen Prunke der damaligen Zeit, mit zahlreichen Wagen, Zofen, Jägern und Heiduken, unternommen wurde.

Frühzeitig pflegte der Knabe eine ziemlich ausgebreitete Lektüre. Wenn er die alten schönen Volksbücher von der Magelone, von Genoveva, von den Heymonskindern oder vom gehörnten Siegfried einsam im Garten — am liebsten auf den höchsten Ästen eines alten Baumes — sitzend las, so war es ihm, als hätten ihm „diese Bücher die goldenen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben". Außer den Volksbüchern bekam er auch Reisebeschreibungen, englische und französische Romane in die Hand. Manche selige Stunde schuf ihm der Wandsbecker Bote (Matthias Claudius), mit dem er sich so traulich unterhielt, daß er verschiedene Plätze in seinem großen, schönen Garten Hamburg, Braunschweig und Wandsbeck benannte. „Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein ganzes Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing an, mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrund, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten".

Im Herbst des Jahres 1801 mußte Eichendorff mit seinem geliebten Bruder das Paradies seiner Kindheit verlassen, sie kamen nach Breslau an das katholische Gymnasium und verlebten im St. Josefs-Konvikte einige fröhliche Jahre. Josef fand hier Gelegenheit, seiner Liebe zur Musik zu huldigen, auch der häufige Besuch des Theaters, wo der junge Dichter neben vielen minderwertigen Stücken die Werke Goethes, Schillers und Mozarts kennen lernte, bot erwünschte Anregung. Aber alle Zerstreuung, aller Übermut und alle Arbeit konnte die Sehnsucht nach dem schönen Lubowitz nicht unterdrücken: „Schwarze Bangigkeit!" schrieb der Knabe, dem der Dichtermund noch nicht erschlossen war, ins Tagebuch. In Lubowitz wurden dann die Ferien so lustig verbracht, daß im Tagebuche von „Lubowitzer Jubelperioden" gesprochen wird. Aber neben den Schilderungen des oft recht tollen Treibens finden sich Eintragungen wie: „Schöner Abend mit Vogelsang von allen Seiten" oder: „Heute früh die ersten Nachtigallen".

So blieb während der Breslauer Konviktszeit das väterliche Schloß recht eigentlich der Mittelpunkt ihres Sinnens und Trachtens. Nicht viel anders war es während der Studentenzeit in Halle und Heidelberg. In dem von den Studenten geradezu terrorisierten Halle, wo sie sich über ein Jahr lang aufhielten, eröffnete sich ihnen eine ganz neue, aber doch wiederum romantische Welt. Großen Eindruck machte auf Eichendorff das studentische Leben und Treiben, „diese phantastischen Trachten, die sangesreichen Wanderzüge in der Umgebung, die nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rapieren auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß und alles bewaffnet und kampfbereit, wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz". Noch vor der Katastrophe von Jena verließen die Brüder Halle und brachten acht Monate in der Heimat zu. Zur Fortsetzung der Studien wurde nach langem Schwanken Heidelberg, die romantische Neckarstadt, damals gerade die Residenz der jüngeren Romantiker, gewählt, die ihren ganzen märchenhaften Zauber auf die Gemüter ausübte.

Doch noch vor Ablauf eines Jahres verließen die Brüder Heidelberg, machten die übliche Kavalierreise, die sie nach Paris führte, und kehrten über Wien — von Regensburg bis Wien fuhren sie auf der Donau — nach Lubowitz zurück, um sich in die Verwaltung der väterlichen Güter einzuführen, die

sie einst übernehmen sollten. Bald aber erkannten sie, daß diese Besitzungen infolge der ungeheuren Kriegslasten derart verschuldet waren, daß sie auf das Schlimmste gefaßt sein mußten, und sahen sich genötigt, für ihre Zukunft anderweitig zu sorgen, Josef um so mehr, als er sich verlobt hatte und ein sicheres Heim gründen wollte. Da ihr Heimatland Preußen ihnen keine günstigen Aussichten bot, wandten sie sich nach Wien, unterzogen sich den Staatsprüfungen und traten in österreichische Dienste mit der sicheren Aussicht auf eine glänzende Laufbahn. Doch es sollte anders kommen. Als im Februar 1813 der König von Preußen sein Volk zum Kampf gegen Napoleon aufrief, opferte Josef Eichendorff freiwillig seine Laufbahn dem Vaterlande und trat in das Lützowsche Freikorps ein, dem auch Theodor Körner, Fouqué sowie der Turnvater Jahn angehörten, in dessen Bataillon Eichendorff eingereiht wurde. Nach kurzer Zeit aber verließ er die Freischar, die zwar in der Poesie der Befreiungskriege eine große Rolle spielt, in Wirklichkeit aber wenig Gelegenheit fand, ihren Heldenmut zu betätigen, und trat in die Armee des Generals von Kleist ein, in der er die siegreiche Schlacht bei Culm mitfocht. Nach dem Pariser Frieden nahm er seinen Abschied und feierte — im Oktober 1814 — in Lubowitz seine Vermählung; mit seiner Frau ging er nach Berlin, um dort eine Anstellung zu finden. Da rief das Vaterland seine Söhne nochmals zu den Waffen. Napoleon hatte am 1. März 1815 Elba verlassen und bedrohte wiederum Europas Unabhängigkeit. Eichendorff folgte dem Rufe und zog mit dem siegreichen Heere in Paris ein.

Nach der Rückkehr trat er als Referendar bei der Regierung in Breslau ein, von wo er im Jahre 1820 als Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen wurde. Schon im folgenden Jahre übersiedelte er als Regierungsrat „zur Bearbeitung der katholischen Angelegenheiten“ nach Danzig. In dieser Zeit traf den Dichter ein schwerer Schlag. Schon nach des Vaters Tod (1818) hatten sämtliche in Schlesien gelegenen Familiengüter zur Befriedigung der Gläubiger veräußert werden müssen, nur Lubowitz war der Mutter des Dichters als Witwensitz verblieben. Als diese nun am 15. April 1822 starb, ging auch des Dichters Vaterhaus, die Stätte seines Jugendtraumes, in fremde Hände über. Eichendorff vermied es seitdem ängstlich, seine Heimat wiederzusehen. — Im Jahre 1842 kam er als Oberpräsidialrat nach Königsberg, nach sieben Jahren wurde er von

dort dauernd ins Kultusministerium nach Berlin einberufen, wo er in der Abteilung für katholisches Kirchen- und Schulwesen tätig war, bis er im Jahre 1844 auf sein eigenes Ansuchen seiner schwierigen Stellung enthoben wurde, die er — der überzeugte Katholik — in dem protestantischen Lande mit großem Takte, aber auch mit bewundernswerter Mannhaftigkeit und zur wiederholt ausgedrückten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten voll und ganz ausgefüllt hatte. Die folgenden Jahre verlebte Eichendorff größtenteils in Berlin; im Jahre 1855 übersiedelte er nach Neiße, wo er am 26. November 1857 starb.

Eichendorffs Dichtung. Eichendorff gehört zu den Dichtern, deren ganzes Leben fast nur ein Erlebnis aufweist: ihre Jugendzeit. Dieses Erlebnis füllt sein Dichterherz derart aus, daß für neue Eindrücke kaum ein Raum bleibt. Insbesondere waren es die Heimatjahre, welche die Grundlage seines Schaffens wurden. Eichendorff selbst sagt: „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen. Auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt. Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los“.

In Eichendorffs Erlebnis ist einerseits die Zaubermacht, die seine Poesie über alle empfindenden Herzen unwiderstehlich ausübt, andrerseits aber auch schon die Grenze seines Schaffens begründet: ein ganz eigenartiger Reiz liegt über seinen Werken; ein ahnungsvolles Sehnen, eine unsagbare Wehmut, ein schwermütiges Heimweh nach einem verlorenen Paradiese breitet sein Erlebnis über seine Dichtung. Auf der anderen Seite aber muß bei dem Umstande, daß seinem Schaffen eben nur ein Erlebnis zu Grunde liegt, notwendiger Weise eine gewisse Einseitigkeit zutage treten, zumal seine Erfindungsgabe nicht sehr groß ist. Fast aus allen Erzählungen, aus vielen Liedern schimmert uns das Schloß seiner Väter entgegen; immer plaudern die Wasserkünste, denen der Knabe gelauscht, träumen die Marmorbilder, die seine Kinderphantasie belebte, raunen die Baumwipfel, auf denen sich der mutwillige Junge gewiegt, rauscht der Wald, dessen Einsamkeit sein junges Herz erschauern ließ. Von seiner Poesie gilt, was Adolf Schöll über die romantische Poesie im allgemeinen sagt: „Diese Wildnis (der Wald) war die Wiege der romantischen Poesie. Sie hat nachher noch viel anderes erfahren und durchgemacht, Städte und Sitten der Menschen kennen gelernt, aber überall hinein

blickte ihr der grüne Naturgrund ihrer Jugend nach, immer wieder erholte und stärkte sie in seinem Schoße ihre Seele, bald schwelgend und spielend, bald sinnend und büßend".

Die Art, wie Eichendorff dieses sein Erlebnis dichterisch verwertete, ist eine Folge nicht nur der Beschaffenheit dieses Erlebnisses selbst, sondern auch literarischen Einflusses. Auf Claudius als den Lieblingsdichter seiner Jugend wurde schon oben hingewiesen, in Breslau las er viel in Jean Paul, in Halle ging ihm das Verständnis für Goethe auf. Den größten Einfluß auf ihn gewann aber die romantische Richtung: in Halle trat er zum ersten Male in nähere Berührung mit hervorragenden Vertretern dieser Welt- und Kunstanschauung, mit Schleiermacher und Steffens; von den Werken der älteren Romantiker zogen ihn insbesonders die Hardenbergs (Novalis) an. Mit den Vertretern der jüngeren Romantik und ihren Werken wurde er in Heidelberg bekannt, ein inniger Verkehr entspann sich mit dem Grafen von Loeben (Isidorus Orientalis) und mit Görres; mit Arnim und Brentano, deren „Wunderhorn" ihm schon in Heidelberg in die Hände kam, scheint sich erst in Berlin ein näheres Verhältnis gebildet zu haben. In letzterer Stadt lernte er auch Adam Müller und wohl auch Heinrich von Kleist kennen. Der Verkehr mit Müller wurde dann in Wien fortgesetzt, woselbst er viel in Friedrich Schlegels Hause verkehrte, in dem er auch Theodor Körner traf. — Vieles hat Eichendorff der romantischen Richtung bereits entgegengebracht, vor allem seine abgrundtiefe Heimatliebe, seine katholische Gesinnung; aber manches, was in ihm noch schlummerte, wurde erst durch sie zu hellem Leben erweckt, so das Nationalgefühl, die Neigung zum Volksmäßigen, die von den übrigen Romantikern allerdings nicht in Poesie umgesetzt werden konnte, während sie Eichendorffs Dichtung im günstigsten Sinne beeinflußte. Eines freilich konnten ihm die Romantiker nicht vermitteln, vor allem, weil sie es selbst nicht besaßen: die Fähigkeit zur Gestaltung eines vollen, abgerundeten Kunstwerkes größeren Stiles. Ein anderes ließ sich Eichendorff dank seinem gesunden Sinne nicht beibringen: das Sonderbare, Gesuchte, Unnatürlich-Bizarre.[1]

---

[1] Wie sich Eichendorff hierin als Dichter angenehm von anderen Romantikern abhebt, so unterscheidet er sich auch als Mensch vorteilhaft von vielen unter ihnen: er war von Jugend an überzeugter Katholik und blieb so frei von Konvertitenfanatismus und Bekehrtenphantasterei; wie er als zehn-

Wurde Eichendorff schon durch sein Erlebnis und sein Verhältnis zu ihm auf die Lyrik hingewiesen, so muß man auch nach seiner dichterischen Veranlagung dieses Gebiet als sein eigenstes bezeichnen, als dasjenige, dessen Herr und Meister er ist. Er fußt hier auf dem Volksliede und der Goetheschen Lyrik, gewiß wirkt auch die einfache Herzlichkeit des Wandsbecker Boten nach.

Das Hauptthema bietet dem Lyriker Eichendorff die Natur, die deutsche, speziell die heimatlich schlesische Natur, in deren Schönheit er sich ja von Kindheit an leidenschaftlich versenkt hatte. Er sieht die Natur fast immer in romantischer Beleuchtung (Mondnacht, Dämmerung) und geheimnisvoll bewegt, „tausend Stimmen durchkreuzen sich, es ist ein ewiges Singen und Klingen, ein Plaudern und Rauschen, die Klänge des Waldhorns oder des Posthorns durchziehen die Luft, oder das Waldesrauschen ertönt wie ein feierlicher Orgelklang." Kein Romantiker — Novalis ausgenommen — verstand es, sich so in die Natur einzufühlen wie Eichendorff, in dessen Liedern „Naturstimmung und Menschenseele zu einem mächtigen Akkord zusammenklingen", wenige Dichter haben die beruhigende Stimmung des Abends, den Zauber der Mondnacht so festzuhalten verstanden wie unser Dichter. — Echt romantisch wie die „Situation" ist auch meist die Seelenstimmung, welche durch sie ausgelöst wird: eine unendliche Sehnsucht. Auf dieser ist auch die Wanderlust zum Teil begründet, die sich in den zahlreichen Wanderliedern ausspricht. Die meisten sind Angehörigen der sogenannten fahrenden Stände in den Mund gelegt, so namentlich Musikanten, Schauspielern, Studenten, auch Soldaten und Seeleuten.

Im Naturliede liegt die Stärke Eichendorffs, gegenüber seinem Naturgefühl treten die übrigen Empfindungen zurück; so nehmen die Liebeslieder nicht nur der Zahl nach — unter etwa 350 rein lyrischen Gedichten finden sich nur etwa 40 eigentliche Liebeslieder — sondern auch was ihre Bedeutung betrifft, einen bescheidenen Platz ein, da sie wenig individuelle

---

jähriger Knabe und als neunzehnjähiger Jüngling als Merkwürdigkeit von Bautzen, bzw. Heidelberg mit sichtlicher Freude ins Tagebuch eintrug: „Kirche, in der Katholiken und Protestanten zugleich Gottesdienst halten," so war die letzte Liebesspende des greisen Dichters ein Beitrag für den protestantischen Friedhof in Graz. Wir beugen uns in Ehrfurcht vor diesem Manne, der strengste Gläubigkeit mit so humaner, edler Achtung der fremden Überzeugung paarte.

Züge aufweisen, trotzdem sie ihre Entstehung einem Erlebnis, der Liebe zu seiner Braut, verdanken. Auch die patriotischen Lieder haben sich nicht die Beliebtheit zu erwerben vermocht, die andere Dichter auf diesem Gebiete erreichten, trotzdem Eichendorff auch hier aus dem eigenen Leben schöpfte, allerdings sind seine Lieder „keine wilden Rache- oder Schlachtgesänge, sie geben vielmehr der Poesie des Soldaten- und Lagerlebens Ausdruck.“ — Das zuversichtliche Gottvertrauen des Dichters, seine echte Frömmigkeit drückt sich in zahlreichen weltlichen Liedern aus, so daß sich die eigentlichen „Geistlichen Lieder“ von den weltlichen oft wenig unterscheiden. Wir sehen, das Gebiet des Lyrikers Eichendorff ist ziemlich beschränkt, in der Gesamtheit seines lyrischen Schaffens tritt seine Einförmigkeit, die im einzelnen lyrischen Gedichte allerdings ausgeschaltet ist, stark zutage. Eichendorff bebaut fast nur ein Gebiet, dieses allerdings mit solcher Kunst, daß er zu unseren bedeutendsten Lyrikern zu zählen ist. Der Lyriker Eichendorff erreichte das, was die anderen Romantiker erstrebten und trotz aller Theorien nicht erreichen konnten: Volkstümlichkeit. Seine Lieder sind wirklich ins Volk eingedrungen, sie leben heute noch im Volksmund, zumal sie meist in den einfachsten sangbaren Formen des Volksliedes, oft in den Vierzeilen des „Schnadahüpfls“ geschrieben sind und zur Vertonung förmlich herausforderten. So haben zahlreiche namhafte Komponisten, wie Abt, Brahms, Mendelssohn, Schubert, Schumann, Weber, zu Eichendorffs Worten Melodien geschaffen; zahlreiche Gedichte wurden wiederholt vertont, manche dreißig- oder vierzigmal und noch öfter. Am bekanntesten sind wohl folgende Lieder: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“, „Wer hat dich, du schöner Wald“, „O Täler weit, o Höhen“, „Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal“, endlich das tiefschwermütige „In einem kühlen Grunde“, dem man schon zu des Dichters Lebzeiten „die Ehre angetan, es für ein Volkslied zu halten“ (Brief vom 1. Oktober 1838).

Als Erzähler lebt Eichendorff in weiteren Kreisen nur mehr in einem Werke, in der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, fort, was sich wohl daraus erklärt, daß Eichendorffs Erzählungen fast durchwegs eine große Ähnlichkeit untereinander aufweisen und mit den gleichen Situationen, Gestalten, Charakteren und Motiven arbeiten. Sie spielen häufig auf Schlössern; wo diese Schlösser liegen, erfahren wir meist

nicht; wenn auch oft Deutschland oder Italien, oder bestimmter eine Gegend an der Donau oder am Neckar als Schauplatz genannt wird, so erhalten wir doch nirgends ein anschauliches Bild, der Dichter bietet uns vielmehr ein Idealgemälde, das alle landschaftlichen Schönheiten in sich faßt. Die Helden sind meist ziel- und zwecklos herumvagabundierende Künstler — häufig aus adeligen Kreisen —, die ihren Gefühlen in Versen, an denen die Erzählungen ungemein reich sind, Ausdruck zu geben vermögen und Virtuosen auf dem oder jenem Musikinstrumente sind. Besonders liebt es Eichendorff, Studenten, Komödianten, Musikanten, Maler in die Handlung einzuführen. Auch dieselben Hauptcharaktere kehren oft wieder: der ernste, schwärmerische Held, dem in den größeren Erzählungen meist eine zweite Hauptfigur gegenübersteht, „welche die romantische Lebenskunst von ihrer jovialen, humoristischen Seite zeigt" (vgl. Wilhelm Meister und Lothario); ein anderer wiederkehrender Charakter ist das dämonische Weib. Auch die Motive wiederholen sich stark: Verkleidungen, Verkennungen, Doppelgängerei, Träume spielen in den meisten Erzählungen eine Rolle. — So kann man beinahe sagen: wer eine dieser Erzählungen kennt, kennt auch die andern. Dazu kommt noch, daß Eichendorff kein Erzähler ist; er bleibt auch in den Romanen und Novellen Stimmungsdichter, es fehlt die zielbewußte Komposition, die Erzählung zerflattert in eine Reihe mehr oder weniger zusammenhängender Stimmungsbilder, die allerdings, für sich betrachtet, Kunstwerke sind. Eichendorff häuft in seinen Erzählungen Personen auf Personen, Abenteuer auf Abenteuer, er bietet uns nicht das, was wir heute vom Roman verlangen, eine kleine Zahl von Personen, deren Charakter sich uns in tiefaufwühlenden Seelenkonflikten restlos offenbart. Doch haften diese Eigenheiten nicht Eichendorffs Erzählungen allein, sondern dem Roman der damaligen Zeit überhaupt an.

Eichendorff ist beeinflußt von Jean Paul und von Goethes „Wilhelm Meister". Des letzteren Einfluß zeigt sich namentlich in den beiden größeren Erzählungen („Ahnung und Gegenwart", vollendet 1811, erschienen 1815, und „Dichter und ihre Gesellen", 1834), in denen uns manche aus „Wilhelm Meister" bekannte Person begegnet. Neben Goethes Roman wirkten auch die unter dessen Einfluß entstandenen Romane der Romantiker, vor allem Tiecks „Franz Sternbalds Wanderungen"

und Dorothea Schlegels „Florentin“ ein, mit denen Eichendorffs Erzählungen ja auch die Einfügung von Liedern gemein haben. Von den kürzeren Erzählungen (Das Marmorbild, Aus dem Leben eines Taugenichts, Die Entführung, Die Glücksritter, Das Schloß Dürande, Eine Meerfahrt) weist nur eine, „Das Schloß Dürande“, einen eigenartigen, von Eichendorffs sonstiger Art in mancher Hinsicht abweichenden Charakter auf; sie ist eine wirkliche Novelle und die einzige Erzählung, die einen Fortschritt gegen die frühere Darstellungsweise bezeichnet, sie erinnert an die Art E. Th. A. Hoffmanns und in einer Beziehung an Kleists „Michael Kohlhaas“. „Das Schloß Dürande“ ist so ziemlich die einzige Erzählung, die — ob ihrer Sonderstellung — neben dem „Taugenichts“ fortleben könnte und fortzuleben verdiente. Der Inhalt der Novelle ist kurz folgender: Der Jäger Renald, der im Dienste des alten Grafen Dürande steht, erfährt, daß zu seiner Schwester Gabriele, die ihm der Vater auf dem Totenbette auf die Seele gebunden, abends ein junger fremder Mann schleiche; er stellt sich auf die Lauer und wird Zeuge eines Stelldichein zwischen Gabriele und dem jungen Grafen Dürande Hippolyt, dessen Name und Stand dem Mädchen zu dieser Zeit unbekannt ist. Renald bringt seine Schwester in ein Kloster, aus dem sie aber nach einiger Zeit spurlos verschwindet. Da Hippolyt kurz vorher in der Nähe gesehen wurde, glaubt Renald an eine Entführung und wendet sich zunächst an den alten Grafen, der ihn aber höhnisch abweist; nun eilt er nach Paris und sucht Hippolyt selbst auf, wird aber energisch zurückgewiesen. Da er aber, vor dem Hause stehend, ein ihm von zu Hause her wohlbekanntes Lied singen hört, ist er seiner Sache ganz sicher und eilt von einer Behörde zur andern, schließlich sogar zum König, um sein Recht zu finden. Umsonst! Er wird als wahnsinnig verhaftet. Wieder in Freiheit gesetzt, kennt er nur ein Gefühl: Rache für das erlittene Unrecht! Er stürzt sich mitten in die Revolution hinein, die ganz Frankreich durchtobt, und bedroht mit seinem Haufen das Schloß Dürande, zu dessen Verteidigung Hippolyt aus Paris herbeigeeilt ist. Trotz tapferster Gegenwehr wird Dürande von den Rebellen genommen und Renald streckt den jungen Grafen in den Armen der infolge ihres Heldenmutes schwer verwundeten Gabriele nieder, die sterbend über ihn sinkt. Zu spät erst erfährt Renald, daß Gabriele nicht entführt wurde, sondern selbst aus dem Kloster

nach Paris floh und sich, als Gärtnerbursche verkleidet, in Hippolyts Hause aufhielt, ohne daß dieser davon etwas wußte. Erst vor wenigen Minuten hatte der junge Graf das ihm so treu ergebene Mädchen wiedererkannt, das auch er aufrichtig geliebt hatte. Renald sprengt sich in rasender Verzweiflung darüber, daß er — der Rechtsucher — selbst das größte Unrecht begangen, mit dem Pulverturm des Schlosses Dürande in die Luft. — In keiner anderen Novelle Eichendorffs findet sich eine so einfache und so konsequent aufgebaute Handlung. Denselben historischen Hintergrund wie Schloß Dürande hat auch die Verserzählung „Robert und Guiscard“; diese Dichtungsgattung pflegte Eichendorff in seinen letzten Lebensjahren, in denen neben der genannten Dichtung noch „Julian“ und „Lucius“ entstanden.

Am meisten tritt der Mangel an zielbewußter Führung der Handlung im ernsten Drama hervor, in dem sich Eichendorff zweimal versuchte: „Ezzelin von Romano“ (1828) und „Der letzte Held von Marienburg“ (1833). Sogar ins dramatische Gebiet hinein verfolgen den Dichter seine typischen Motive, die lyrischen Partien sind auch hier das Beste. Aber auch das bühnengerechte Lustspiel „Die Freier“ konnte sich wegen der abgenützten Motive und des typischen Verlaufes die Bühne nicht erobern.

Die Satire widerspricht dem ganzen Charakter Eichendorffs und kann ihm nicht gelingen; er hat auf diesem Gebiete zwei Dramen („Krieg den Philistern“ und „Meierbeths Glück und Ende“), eine Novelle („Viel Lärmen um nichts“) und endlich ein Märchen („Libertas und ihre Freier“) geschrieben.

Das Interesse der Romantiker für die romanische Literatur und seine katholische Gesinnung führten Eichendorff zu seiner herrlichen Übertragung Calderonscher geistlicher Dichtungen und des „Grafen Lucanor“ von Don Juan Manuel.

In seinem Alter schrieb Eichendorff auch eine Reihe von Abhandlungen über deutsche Literatur, die zwar von ganz einseitig konfessionellem Standpunkt abgefaßt sind, sich aber von jeder Gehässigkeit fernhalten und jenes Interesse erwecken, das sich immer regt, wenn ein wirklicher Dichter über Wesen und Geschichte der Dichtung schreibt. Übrigens wollte Eichendorff selbst diese Werke nicht als Literaturgeschichte, sondern als Untersuchungen der Beziehung der Literatur zum Katholizismus aufgefaßt wissen.

„Aus dem Leben eines Taugenichts". Wenn sich außer Eichendorffs Lyrik gerade diese Erzählung lebendig erhalten hat, so hat das seinen Grund gewiß zunächst darin, daß sich das Werk im Gegensatz zu den übermäßig langen Romanen des Dichters in bescheidenen Grenzen hält und daher auch die Motiv- und Situationswiederholung nicht den sonstigen Umfang erreicht; ferner hat der Dichter die Häufung von Hauptfiguren vermieden, so daß sich unser Interesse auf den „Taugenichts" konzentrieren kann, dessen Gestalt von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit ist. So verdient das Werk wirklich seine Bevorzugung vor allen anderen Erzählungen Eichendorffs, denn es ist ihm weder vorher noch nachher gelungen, die Schwächen seiner Erzählungskunst soweit zurückzudrängen und zugleich einen Charakter von so sympathischem Wesen zu schaffen, wie es dem Taugenichts eignet.

Über die Entstehung des Werkes wissen wir wenig. Es ist während seines Danziger Aufenthaltes (1820—1824) gedichtet worden, ein Kapitel erschien schon 1823 in Schall und Holteis „Deutschen Blättern", das vollständige Werk wurde in erster Auflage im Jahre 1826 herausgegeben.

Der ursprüngliche Titel lautete „Der neue Troubadour". Der jetzige läßt zwar zunächst nicht das erwarten, was die Dichtung bietet; er will aber nichts anderes besagen als: Aus dem Leben eines Menschen, der nach Ansicht der Philister ein Taugenichts ist, weil er nichts wissen will „von Sorgen, Last und Not um Brot". Der Vater sagt es ihm ja ins Gesicht: „Du Taugenichts! Da sonnst du dich schon wieder und dehnst und reckst dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein tun". Auch die Leute in seinem Heimatdorfe müssen dieselbe Meinung von ihm gehabt haben, da sie „immer sagten, aus ihm würde sein Lebtage nichts" (S. 12, Z. 7 f.). Auch der Portier hat eine ähnliche Ansicht: er hält ihn für verrückt und sagt ihm (S. 108, Z. 37ff.) ganz offen: „Nun wahrhaftig, und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr". Ja, in einer schwachen Stunde will es dem „Taugenichts" selbst fast so vorkommen, als wäre er eigentlich ein rechter Lump (S. 11, Z. 10).

Eichendorff nennt die Erzählung eine Novelle; eine solche ist sie im strengen Sinne — nach der Theorie Paul Heyses — gewiß nicht, es gilt von ihr das Wort Goethes: „So vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht,

ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung, oder was sie sonst wollen". Dagegen könnte sie in der allerdings sehr weiten Fassung des Begriffes Novelle, die Wieland 1772 gab, recht gut unterkommen: „Novellen werden vorzüglich eine Art von Erzählungen genannt, welche sich von den großen Romanen durch die Simplizität des Planes und den kleinen Umfang der Fabel unterscheiden oder sich zu denselben verhalten wie die kleinen Schauspiele zu der großen Tragödie und Komödie". Wollte man die Dichtung wirklich eine Novelle nennen, so müßte man sie in die Gruppe „lyrische Novellen" einreihen.

Und noch ein Beiwort müßte man ihr geben: romantisch. Romantisch ist schon, um nur einiges anzuführen, der ganze Gang der Erzählung mit seinen vielen Unwahrscheinlichkeiten und Unklarheiten. Unwahrscheinlich ist die ganze Art, wie sich der Taugenichts ohne Arbeit und ohne Geld durch die Welt schlägt, wenn ihm auch der Verfasser, um mit Immermann zu reden, eine gute Mitgift mit auf den Weg gab: die Schönheit, einen Schlüssel, „der, wie jener kleine goldene, sieben Schlösser, von denen keines dem andern ähnlich sah, zauberisch öffnet", einen Paß, „auf den der Träger, ohne daß in den Nachtquartieren Visas genommen zu werden brauchen, frei durch alle Welt geht", und wenn der Held sich auch durch seinen naiven Humor, seine Herzensreinheit und nicht zuletzt durch die ihm verliehene Gabe des Sanges und der Musik[1] leichtlich Sympathie zu erobern vermag; unwahrscheinlich ist es, daß der Taugenichts trotz seines längeren Aufenthaltes im Donauschloß und seiner „intimen Freundschaft" mit dem Portier nichts, rein gar nichts erfährt von den Verhältnissen in der herrschaftlichen Familie und von der Stellung seiner vielschönen „gnädigen" Frau, der Nichte des Portiers. Romantisch ist aber auch die märchenhafte Stimmung, die über dem Ganzen liegt und unsern Sinn derart gefangen nimmt, daß wir uns über alle Unwahrscheinlichkeit und Unklarheit hinwegsetzen. Romantisch ist der Held der Erzählung selbst, der wandernde Virtuos und

[1] Die Geige ist des Helden ständige Begleiterin, wie die Musikinstrumente überhaupt im „Taugenichts" (nach dem Vorbild der romantischen Romane) eine große Rolle spielen: Jagdhorn und Posthorn hört man wiederholt, Schalmei, Trompeten, Hörner und Posaunen ertönen. Die schöne Frau, Guido (=Flora), der Student auf dem welschen Schloß und der Maler in Rom spielen Guitarre; die Prager Studenten blasen Oboe, Klarinette und Waldhorn, der alte Gärtner bearbeitet die Pauken, der Portier das Fagott.

Dichter, der in der Welt herumvagabundiert, recht als eine Verkörperung des romantischen Ideals der Faulheit, die Friedrich Schlegel in der „Lucinde“ pries: „Einziges Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese blieb“, und die Schelling in den Versen verherrlicht:

„Das Leben soll im Leben sich vergessen,
Die Dummen nur bekümmern sich mit Sorgen.
Was werd' ich trinken und was werd' ich essen?
Vom Leben lebt das Leben, nicht vom Koste
Der Arbeit, der das Leben selbst ersticket.
Die solches lehren, sind nicht wohl bei Troste“.

Auch die Vertreter solcher Lehre finden sich in der Erzählung: die Philister, wie der Vater des Taugenichts, der Portier, der Vorgänger und der Nachfolger des Taugenichts im Einnehmeramt, der Amtmann u. a.; die meisten sind schon äußerlich in der üblichen Art gekennzeichnet: Schlafmütze, Schlafrock, Pantoffel, Perücke, Brille, Parasol, lange Pfeife oder Schnupftabakdose. Ihr „Sinn für das Praktische“ zeigt sich in der Bebauung des Einnehmergärtchens mit Kartoffeln, ihr Wahlspruch ist: „Bleibe im Lande und nähre dich tüchtig!“ (S. 38.) Wiederholt treten Verlockungen zum Philistertum an den Helden heran (S. 24, Z. 25ff. S. 36, Z. 14ff. S. 37, Z. 29ff.), einmal gewinnt es schon den Anschein, als wolle er sich untreu werden: die beschauliche Einnehmerstelle behagt ihm recht gut, angetan mit den Insignien der Philisterei, sitzt er an der Straße. Aber es dauert nicht allzu lange, mit den Worten: „Unser Reich ist nicht von dieser Welt“, langt er die schon verstaubte und fast vergessene Geige von der Wand und zieht fort, „ein Vogel, der aus jedem Käfig ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, *sobald* er wieder in Freiheit ist“ (S. 98). — Romantisch ist ferner die Art der Naturbetrachtung, die Vorliebe für die „mondbeglänzte Zaubernacht“, für die Morgen- und Abenddämmerung, für die Übergangszeit des Herbstes und namentlich des Frühlings. Romantisch ist auch die leise Ironie, die — übrigens ohne jemals zu stören — da und dort zutage tritt: der kleine Vortrag des Herrn Germanisten über das Volkslied (S. 14, Z. 8ff.), die „verfänglichen Redensarten“ des Malers Eckbrecht (S. 83, Z. 34ff) und besonders der „Sermon“ des Herrn Leonhard (S. 105, Z. 7 ff.).

Was das Kostüm und das Lokale anbelangt, so ist es zwar auch das allgemein romantische, doch merken wir oft ziemlich deutlich das Nachklingen von Eichendorffs Erlebnis. Das Schloß der „gnädigen Frau“ ist kein anderes als das von der Oder an die Donau versetzte Lubowitz, wenn sich auch Erinnerungen aus der Wienerzeit zugedrängt haben mögen. Namentlich in der Schilderung des heimatlichen Schloßgartens ist der Dichter unerschöpflich; wir sehen ihn bei Nacht, am frühen Morgen, im Abenddämmern so gut wie am schwülen Nachmittag. Aber auch bei der italienischen Reise ist es eigentlich dieselbe Landschaft, die uns Eichendorff immer schildert: seine schlesische Heimat. Spezifisch Eichendorffisch ist auch die wiederholte Anwendung von Mißverständnissen, Verkennungen und Verkleidungen: der Taugenichts hält Aurelia für die gnädige Frau, die wirkliche Frau für Aureliens Tante, woraus sich weitere Irrtümer ergeben; dann glaubt er, Aurelia sei verheiratet, er meint in Rom seine „gnädige Frau“ zu sehen. Flora flieht als Maler verkleidet nach Rom, der Taugenichts selbst wird auf dem welschen Bergschloß für die verkleidete Flora gehalten. Rosette, die Kammerjungfer, nimmt des Malers Mantel um und täuscht dadurch, ohne es zu beabsichtigen, den Taugenichts. Auch die Eichendorff eigentümliche Wiederholung seiner beliebten Situationen finden wir ab und zu: der Taugenichts klettert (S. 24, Z. 4 ff.) auf einen Birnbaum, als er im Schloßgarten die gnädige Frau erwartet; als er die „Maler“ für Räuber hält, sucht er die Dorflinde zu erklimmen (S. 39, Z. 4 ff), im welschen Schlosse sitzt er an einem schwülen Nachmittag im Wipfel eines hohen Baumes (S. 60, Z. 15 ff.); auf der Flucht vor den Schloßbewohnern, die mit den Verfolgern des Liebespaares im Einverständnis sind, klettert er auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf (S. 66, Z. 25 ff.); trotzdem das Einnehmergärtchen durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an letzteren stößt (S. 15, Z. 32), wählt er jeden Tag den Weg über die Mauer, um seine Blumen auf ein Gartentischchen zu legen (S. 17, Z. 32 ff.), denselben Weg nimmt er auch wieder nach seiner Rückkehr aus Rom (S. 102, Z. 34 ff.), nachdem er es vorher nicht hat unterlassen können, durchs Fenster ins Einnehmerstübchen zu springen (S. 102, Z. 15). Auch um in den einladenden Baumgarten zu gelangen, steigt er über den Zaun, über den ihn dann der „Knollfink“ wieder zurückjagt (S. 31, Z. 5; S. 33, Z. 1); in Rom

klettert er über ein Gittertor, weil er die Stimme seiner schönen Frau gehört zu haben meint, am nächsten Morgen nimmt er denselben Weg zurück (S. 69, Z. 6; S. 70, Z. 25). Über den Zaun desselben Gartens klettern dann nachts die Nachbarn, die durch den Lärm, den der Taugenichts verursachte, aus ihrer Ruhe aufgescheucht wurden; wiederholt ist die Rede von verschlafenen Mädchen, deren Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausgucken; der Taugenichts spielt wiederholt zum Tanze auf, so in dem deutschen Dorfe, im Garten auf dem welschen Schlosse, endlich in Rom in der Gesellschaft der Maler, zweimal verwickelt sich der Taugenichts beim Nachlaufen und fällt hin (S. 22, Z. 28; S. 87, Z. 6).

Wir finden im „Taugenichts" auch manches, was wir bei Eichendorff sonst nicht oder doch nur selten treffen, so einen gewissen realistischen Zug, z. B. bei der Begegnung des Taugenichts mit dem Bauern, in den Episoden vor dem Wirtshause (in Deutschland) oder beim Zusammentreffen mit den Prager Studenten. Ähnliches findet sich sonst nur im „Schloß Dürande". Auch die im „Taugenichts" so glücklich verwendete Darstellungsart der Ich-Erzählung begegnet uns nur noch in einer satirischen Kleinigkeit („Auch ich war in Arkadien") und in einer noch nicht veröffentlichten Novelle („Unstern"). Dadurch, daß uns der Erzähler alle Situationen miterleben läßt, indem er uns von den ihm später zuteil gewordenen Aufklärungen nichts vorzeitig preisgibt, sondern uns alle Erlebnisse so bietet, wie sie sich etwa in einem gleichzeitig geführten Tagebuch darstellen würden, gelingt es dem Dichter, uns über die wahre Stellung der Personen im unklaren zu lassen, geradeso wie der erlebende Held bis zum Schlusse im Ungewissen ist. Dadurch scheint sozusagen ein Schleier über das Ganze gebreitet, oft ist es uns, als huschten die Gestalten wie Traumbilder an uns vorüber, und wir bleiben mit dem Helden bis zum Ende gespannt, wie sich die wunderbare Geschichte lösen werde. Das Verhältnis des erlebenden zum schreibenden Helden ist nirgends näher berührt, nur einmal heißt es von der vielschönen gnädigen Frau (S. 11, Z. 32): „ . . . oder sie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmut, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach, das alles ist schon lange her!" Da dürfte allerdings kaum ein Leser vermuten, daß der Schreiber zugleich der Gemahl

dieser vielschönen „gnädigen Frau“ ist. Auf die, wie wir also annehmen müssen, lange Zeit zwischen dem Erlebnis des Taugenichts und der Niederschrift des Erlebten müßte wohl die Stelle Seite 26, Zeile 15, bezogen werden, wo es heißt: „Und so nahm sie so recht, wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehn, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug“, wenn man nicht lieber annehmen will, daß hier statt des Taugenichts der Dichter Eichendorff die Feder führte. Ziemlich sicher aber muß ein Versehen S. 7, Z. 30 angenommen werden, wo von „leise wogenden Kornfeldern“ gesprochen wird, während am Morgen desselben Tages noch der Schnee emsig vom Dache tröpfelte (S. 5, Z. 2). Die Vorliebe für das Naturbild scheint den Dichter hier verleitet zu haben, denn schon S. 21, Z. 6 kehren die „leise wogenden Kornfelder“ wieder. Auch Aurelias Frage an den „Taugenichts“ gehört hieher: „Weißt du noch, wie du mich auf dem Balkon zum letztenmal sahst?“ (S. 110, Z. 6). Aurelia weiß doch wohl nichts davon, daß der Taugenichts in jener Nacht auf dem Birnbaume saß und so Zeuge der ganzen Szene war.

Diese Versehen verstärken den Eindruck, den die frische und kecke Natürlichkeit des ganzen Werkes ohnedies schon hervorruft, daß es nämlich in einem Zuge hingeworfen wurde. Unterstützt wird diese Ansicht noch, wenn man die Sprache des Werkes einer näheren Untersuchung unterzieht. Allerdings läßt sich hier schwer bestimmen, wo das Versehen anfängt und die absichtliche Anlehnung an den volkstümlichen Sprachgebrauch aufhört. Von einem Versehen möchte man reden, wenn es S. 28, Z. 28 heißt: „In und um mein Häuschen sah noch alles so aus . . .“ oder S. 29, Z. 6: „Mir war gar seltsam zu Mute, so traurig und doch wieder so überaus fröhlich wie ein Vogel . . .“; ebenso S. 17, Z. 3: „Im Schlafrock und Schlafmütze“ und S. 24, Z. 8: „Ich übersah den ganzen Garten und gerade in die hellerleuchteten Fenster des Schlosses hinein“. Kaum beabsichtigt dürfte auch das Anakoluth sein, das sich S. 109, Zeile 35ff. findet: „Als ich vergangenen Sommer mit der Gräfin aus Rom kam und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten und mit zurückbrachten, von dir aber dort und hier nichts hörte — da dacht' ich nicht . . .“ Dagegen wird man an den meisten andern Stellen, wo das Werk von der Schriftsprache abweicht, gewollte und wohlgelungene, durch

die Fiktion der Ich-Erzählung gebotene Nachahmung der Umgangssprache finden. Diese Nachahmung zeigt sich ja schon in der Verwendung volkstümlicher Redensarten, z. B. fürn Narren haben, Courage kriegen, jemanden beim Flügel erwischen, giftig werden u. v. a. Namentlich auffällig ist die der Volkssprache gemäße Verwendung der flektierten Form voller statt der unflektierten voll: voller Schlaf, voller Klang, voller Gedanken, voller fröhlicher Gedanken, voller Rührung, voller Vergnügen, voller Freude, voller Entzückung, voller Gedanken und stiller Erwartung. Noch viel häufiger begegnen wir der volkstümlichen Anwendung des Adverbiums ordentlich: ordentlich am ganzen Leibe zittern, das Herz lacht mir ordentlich (zweimal), Blumen und Vögel scheinen ordentlich aufzuwachen, ordentlich erstaunen, mir schwindelt ordentlich, mir verwirren sich ordentlich die Gedanken, es ist ordentlich grauslich anzusehen, sich ordentlich fürchten (zweimal), die Augen stehen ordentlich zum Kopfe heraus, ordentlich erschrecken, ich gefalle mir ordentlich selber, die Stadt sieht ordentlich schauerlich aus, das Glück ordentlich mit Füßen treten, es ist ordentlich eine Lust anzusehen, ordentlich hören können; daneben findet sich noch dreimal das Adjektivum ordentlich: ordentliches Grausen, ordentliche Triller, ordentlicher Respekt.[1] Die Verstärkung durch die Wörtchen ganz und recht findet man auf Schritt und Tritt.

Ist die Häufung dieser Wörter eine Folge der Darstellungsart, so erklärt sich die Wiederholung anderer Wörter aus dem Inhalte des Werkes: Zusammensetzungen des Wortes Wunder begegnet man sehr oft: wunderbar (dreimal), wunderlich (zweimal), wundersam (dreimal), verwundert (dreimal), verwunderlich; hieher gehören auch seltsam, absonderlich und das Fremdwort kurios (achtmal). Elfmal sind einsam und Einsamkeit verwendet, siebenmal Rumor und rumoren.

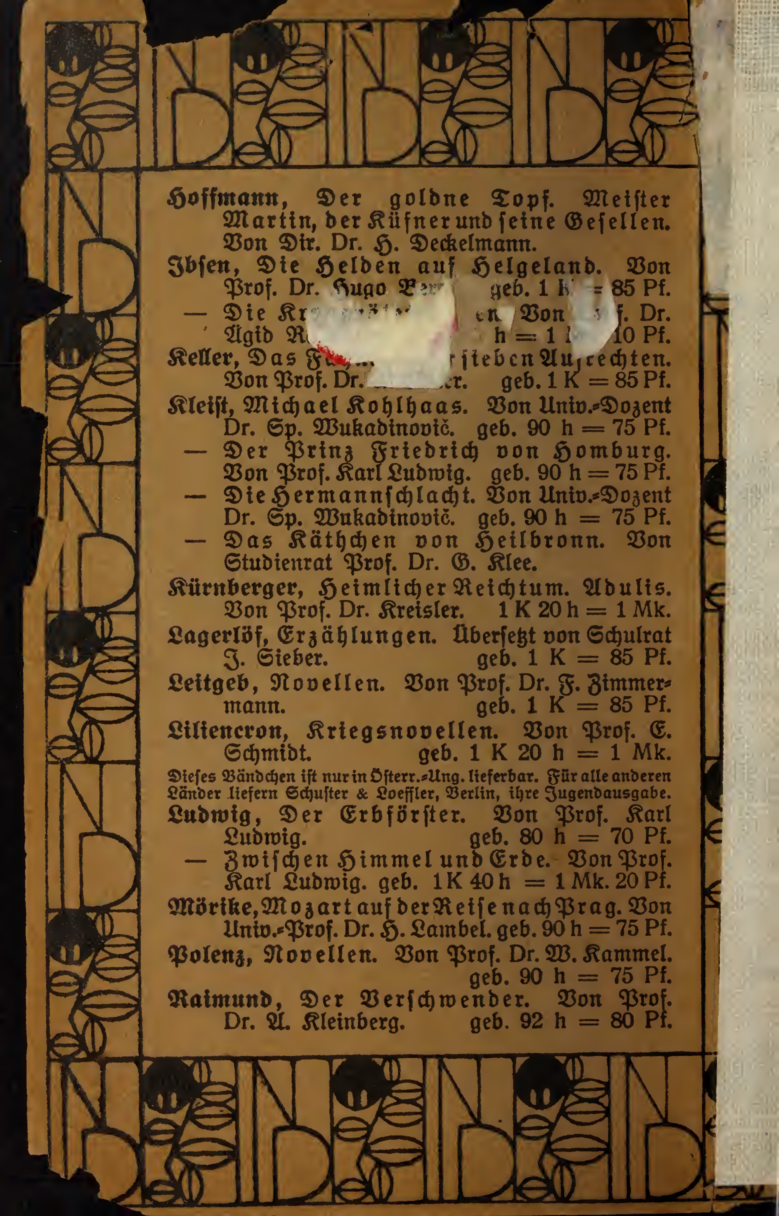
Zu beachten ist übrigens, daß die Sprache der einzelnen Personen nach ihrer Stellung, ihrer Bildung und ihrem Charakter genau abgestuft erscheint; das zeigt sich nicht nur in ihrer ganzen Redeweise, in ihrem deutschen Wortschatz, in ihren Redensarten, sondern auch besonders deutlich in den Fremdwörtern, an denen die Erzählung ungemein reich ist (ein und

[1] S. 83, Z. 3ff. ist das Wort ordentlich im gewöhnlichen Sinne verwendet: „Studiere deinen Zettel ordentlich!"

ein halbes Hundert, darunter manche wiederholt, so Diskurs und diskurieren achtmal). Der Taugenichts gebraucht in seiner Erzählung fast durchwegs im Volke allgemein übliche Fremdwörter, andersartige werden durch die Maler und durch die Studenten hereingebracht. Humoristisch wirkt die Art, wie der Portier die Fremdwörter verdreht. Es paßt das ganz zu seiner sonstigen komischen Art und zu dem liebenswürdigen Humor, den der Dichter über einzelne Situationen ausbreitete und der nicht in letzter Linie zu der Beliebtheit beitrug, deren sich die Novelle seit bald einem Jahrhunderte auf der ganzen deutschen Erde erfreut. Erwähnt sei schließlich, daß Gaudy im Jahre 1836 ein „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" herausgab, das eine Art Parodie auf den „Taugenichts" ist — allerdings nur zum geringeren Teil, zum größeren soll es das philisterhafte Reisewerk G. Nikolais (1834) lächerlich machen.

Literatur.

„Aus dem Leben eines Taugenichts" ist in zahlreichen Sonderausgaben verbreitet; zu des Dichters Lebzeiten erschienen vier Auflagen der Novelle, außerdem ist sie in der vom Dichter veranstalteten Gesamtausgabe der Werke (1841, M. Simion in Berlin) enthalten. Der Text dieser letzteren liegt (von drei Stellen abgesehen) der vorliegenden Ausgabe zu Grunde. Für die Biographie Eichendorffs ist noch immer die Darstellung, die sein Sohn Hermann in den Gesamtausgaben von 1864 und 1883 gibt, die Hauptquelle. Über Eichendorffs dichterische Tätigkeit unterrichten die Aufsätze von Adolf Schöll (in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1836), von Heinrich Keiter (Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, Jahrgang 1887) und namentlich von Jakob Minor (zum Jubiläum Eichendorffs, Ztschr. f. d. Phil. 1889). Die Lyrik Eichendorffs hat Dr. Josef Nadler eingehend behandelt (Prager Deutsche Studien, 10. Heft, 1908). — Gegenwärtig ist die erste historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke im Erscheinen begriffen. Herausgeber sind Wilhelm Kosch, August Sauer und Phil. Aug. Becker; bisher sind 4 Bände erschienen, welche Briefe von und an Eichendorff, die Tagebücher sowie die historischen, politischen und biographischen Schriften Eichendorffs enthalten.



Hoffmann, Der goldne Topf. Meister Martin, der Küfner und seine Gesellen. Von Dir. Dr. H. Deckelmann.

Ibsen, Die Helden auf Helgeland. Von Prof. Dr. Hugo [illegible] geb. 1 K = 85 Pf.
— Die Kr[illegible]en. Von [illegible]f. Dr. Ägid R[illegible] h = 1 [illegible]10 Pf.

Keller, Das Fä[illegible]r sieben Aufrechten. Von Prof. Dr. [illegible]er. geb. 1 K = 85 Pf.

Kleist, Michael Kohlhaas. Von Univ.-Dozent Dr. Sp. Wukadinović. geb. 90 h = 75 Pf.
— Der Prinz Friedrich von Homburg. Von Prof. Karl Ludwig. geb. 90 h = 75 Pf.
— Die Hermannschlacht. Von Univ.-Dozent Dr. Sp. Wukadinović. geb. 90 h = 75 Pf.
— Das Käthchen von Heilbronn. Von Studienrat Prof. Dr. G. Klee.

Kürnberger, Heimlicher Reichtum. Adulis. Von Prof. Dr. Kreisler. 1 K 20 h = 1 Mk.

Lagerlöf, Erzählungen. Übersetzt von Schulrat J. Sieber. geb. 1 K = 85 Pf.

Leitgeb, Novellen. Von Prof. Dr. F. Zimmermann. geb. 1 K = 85 Pf.

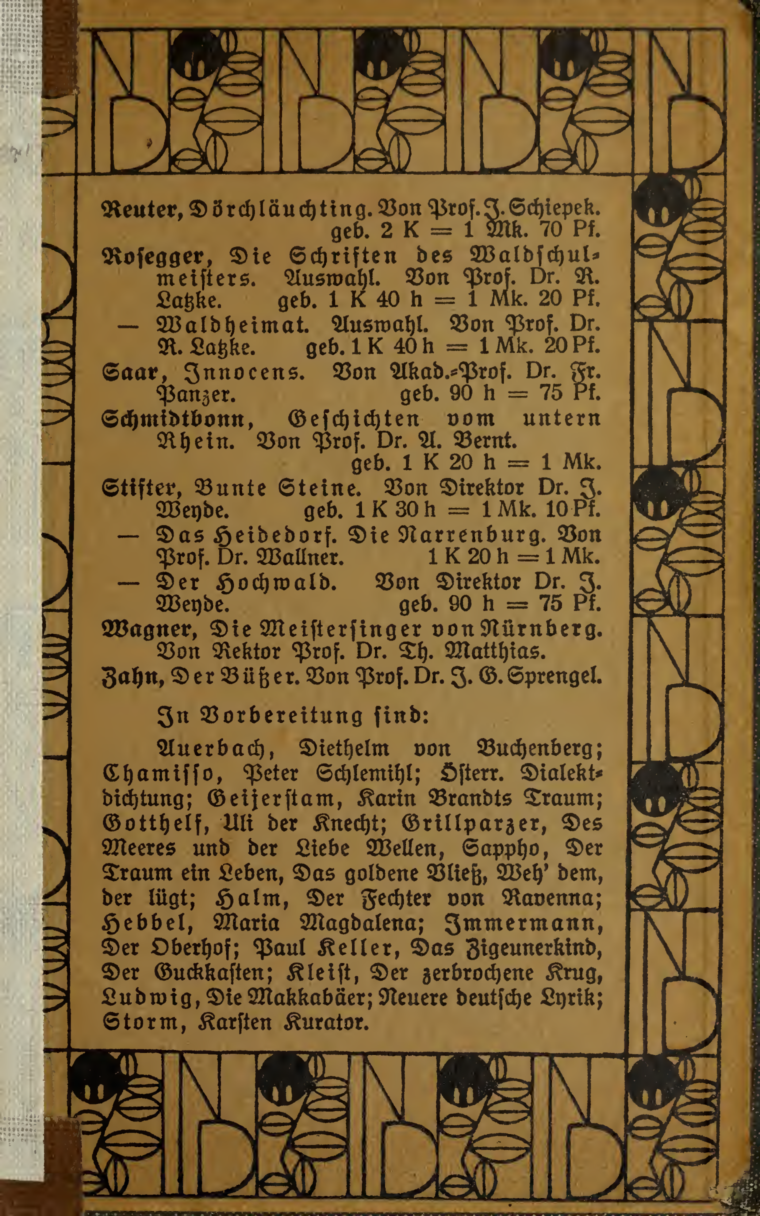
Liliencron, Kriegsnovellen. Von Prof. E. Schmidt. geb. 1 K 20 h = 1 Mk.
Dieses Bändchen ist nur in Österr.-Ung. lieferbar. Für alle anderen Länder liefern Schuster & Loeffler, Berlin, ihre Jugendausgabe.

Ludwig, Der Erbförster. Von Prof. Karl Ludwig. geb. 80 h = 70 Pf.
— Zwischen Himmel und Erde. Von Prof. Karl Ludwig. geb. 1 K 40 h = 1 Mk. 20 Pf.

Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. Von Univ.-Prof. Dr. H. Lambel. geb. 90 h = 75 Pf.

Polenz, Novellen. Von Prof. Dr. W. Kammel. geb. 90 h = 75 Pf.

Raimund, Der Verschwender. Von Prof. Dr. A. Kleinberg. geb. 92 h = 80 Pf.



Reuter, Dörchläuchting. Von Prof. J. Schiepek. geb. 2 K = 1 Mk. 70 Pf.

Rosegger, Die Schriften des Waldschulmeisters. Auswahl. Von Prof. Dr. R. Latzke. geb. 1 K 40 h = 1 Mk. 20 Pf.

— Waldheimat. Auswahl. Von Prof. Dr. R. Latzke. geb. 1 K 40 h = 1 Mk. 20 Pf.

Saar, Innocens. Von Akad.-Prof. Dr. Fr. Panzer. geb. 90 h = 75 Pf.

Schmidtbonn, Geschichten vom untern Rhein. Von Prof. Dr. A. Bernt. geb. 1 K 20 h = 1 Mk.

Stifter, Bunte Steine. Von Direktor Dr. J. Weyde. geb. 1 K 30 h = 1 Mk. 10 Pf.

— Das Heidedorf. Die Narrenburg. Von Prof. Dr. Wallner. 1 K 20 h = 1 Mk.

— Der Hochwald. Von Direktor Dr. J. Weyde. geb. 90 h = 75 Pf.

Wagner, Die Meistersinger von Nürnberg. Von Rektor Prof. Dr. Th. Matthias.

Zahn, Der Büßer. Von Prof. Dr. J. G. Sprengel.

In Vorbereitung sind:

Auerbach, Diethelm von Buchenberg; Chamisso, Peter Schlemihl; Österr. Dialektdichtung; Geijerstam, Karin Brandts Traum; Gotthelf, Uli der Knecht; Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen, Sappho, Der Traum ein Leben, Das goldene Vließ, Weh' dem, der lügt; Halm, Der Fechter von Ravenna; Hebbel, Maria Magdalena; Immermann, Der Oberhof; Paul Keller, Das Zigeunerkind, Der Guckkasten; Kleist, Der zerbrochene Krug, Ludwig, Die Makkabäer; Neuere deutsche Lyrik; Storm, Karsten Kurator.




MANZ
WIEN